

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

X. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1930

Heft 12

Christnacht.

Fast wie verstohlen nahen wir dem Fest,
Das uns ersteht mit alten Melodien,
Das uns, die wir nach neuen Sternen ziehen,
Doch nicht aus der Erinnerung läßt.

Wir fanden – Toren, die wir sind, und Weise –
Die Krippe nicht und nicht den Dienst im Stall.
Wir fußen auf dem Nichts und trachten nach dem All,
Wir strebten zu und drehten uns im Kreise.

Und jedes Jahr, an seiner schwersten Stelle,
Wenn wir ganz Ohnmacht sind und hoffnungslos,
Da lächelt süß in wunderbarer Helle
Ein Kind auf einem Mutterschoß.

Wir mühten uns im dunklen Kreis des Blutes,
Doch jedes Jahr in seiner letzten Nacht
Erscheint das Kind. Im Mutterschoße ruht es
Und lächelt leis, und alles ist vollbracht!

Wir stehn bestürzt, beschämt, und wissen nie,
Warum wir weinen und uns doch beschenken.
Verloren ging die Trübsal und das Denken,
Und alles Dasein wurde Melodie . . .

Wir taten nichts als nur im Dunkeln gehen.
Wir fanden nichts als uns und unsre Stunden,
Doch jährlich ist das Wunder neu geschehen:
Das Kind hat seinen Weg zu uns gefunden!

Hanns Johst.



Die Brücke.

Lichtbildstudie von A. Rüstow. (Vereinigte Stahlwerke, Düsseldorf.)

Die Aufgabe des Unternehmertums in der Menschenführung.

Von Professor Dr.-Ing. A. Friedrich, Technische Hochschule Karlsruhe.

Wir wissen aus jeder geschichtlichen Entwicklung, daß gerade, wenn äußere Schwierigkeiten am stärksten in Erscheinung treten, die äußere Not dazu zwingt, sich innerlich zu besinnen, um zunächst bei sich selbst Ordnung zu schaffen.

Der einzelne Mensch, der trotz des ganzen Drucks der Verhältnisse weiterkommen will, hat zunächst damit anzufangen, sich zu beschränken, hat zunächst damit zu beginnen, sich innerlich, d. h. sich von der Zersplitterung des Denkens zu einer Konzentration überzuleiten. Die Kraft einer Persönlichkeit existiert nur in der Konzentration, existiert nur in der Zusammenballung der Strebungen, existiert nur dann, wenn der einzelne sich wirklich in einfacher, einheitlicher Art zusammenballen und einsetzen kann. In der Begrenzung, in der Beschränkung liegt ein Teil der Meisterschaft, und es ist doch eine unserer grundlegenden fehlerhaften Eigentümlichkeiten, daß

wir immer wieder die ganze Welt reformieren wollen, statt zunächst uns selbst erst einmal in Arbeit zu nehmen, daß wir immer wieder erst versuchen wollen, alles zu gestalten, statt uns erst mit einem einfachen kleinen Umkreis zu bescheiden und zunächst einmal unser Denken, unsere Klarheit, unser Leben als ein Beispiel herauszuarbeiten! Durch diese Vereinfachung und Beschränkung bekommen wir doch überhaupt erst einmal Luft, uns mit uns selbst zu beschäftigen!

Diese innere Besinnung ist aber vor allem notwendig bei dem Führer, der den Geführten Beispiel und Sinnbild sein soll. Er muß durch sein Beispiel zeigen, wie weit man im Leben wirklich feststehen kann, wie man Leben und Arbeit meistert.

Jeder, der sich einer Gemeinschaft anvertraut — und jeder Arbeiter vertraut sich doch einer Gemeinschaft des Werkes oder Unternehmens an —, sucht nach einer gewissen Vergung.



Vor Ort.

Radierung von L. J. Schmidbauer.

Sucht nach Sicherheit, wie jeder Mensch, der draußen allein mit seinem Leben nicht zurechtkommt, der als selbständiger Mensch den Stürmen des Lebens gegenüber noch nicht standzuhalten vermag. Deshalb ist es stets notwendig, daß der Führer eine Persönlichkeit ist, bei der sich der Geführte wirklich geborgen fühlt, eine Persönlichkeit, bei der der einzelne wirklich das Gefühl der Sicherheit hat, und er — genau so wie bei einem Kapitän im Sturm — weiß, daß er einen Kerl vor sich hat, auf den er wirklich vertrauen kann.

Hat der Führer diese innere Sicherheit noch nicht herausgearbeitet, so muß er der erste sein, der sich von der Angst und von den Zweifeln löst, der in sich selbst seinen Ruhepunkt findet.

Wir haben eine Unmenge von Mitarbeitern in unserem gesamten Arbeitsleben, die — bis zum Vorarbeiter — mit Menschenführung zu tun haben. Menschen, die unbedingt in tausendso vielen Fällen das Richtige treffen, in einer Reihe von Fällen aber auch versagen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Wissen um Menschenführung aufgefaßt wird als irgendeine Fähigkeit, die man eben hat oder nicht hat,

die einem lediglich angeboren sein kann, ohne daß man irgend etwas Besonderes hinzutun kann. Und so finden wir, daß unter Menschenführung in vielen Fällen nichts weiter verstanden wird als ein einfaches Anordnen, ein Zusammenleiten und Rangieren. So einfach liegen die Dinge aber beim besten Willen nicht! Es kommt doch nicht für den Menschenführer allein darauf an, daß er die einzelnen Anweisungen und Anordnungen gefühlsmäßig zum Ausdruck bringt, sondern doch vor allem auch darauf, daß er der Gefolgschaft erklären kann, warum er so und nicht anders handelt! Weil wir uns tatsächlich immer wieder außerstande fühlen, den einzelnen Menschen Erklärungen unseres Tuns, unseres Handelns und Denkens zu geben, dürfen wir uns nicht wundern, daß uns nachher so oft die Gegeneinstellung der Gefolgschaft trifft, wenn sie nicht erkennen kann, zu was ihr eigentlich diese ganze Führung dienen soll, was eigentlich in dieser ganzen Führung für sie selbst herauspringt.

Aus diesem Grunde sei zunächst einmal unterstrichen, daß Menschenführung niemals als alleinigen und ersten Zweck den Gedanken irgendeiner gemeinschaftlichen Zusammenarbeit

in den Vordergrund rücken soll. Wenn der Mensch, ohne daß er vorher in sich geklärt ist, ohne daß er über sein Leben, über seine Arbeit Klarheit gewonnen hat, zur Gemeinschaft hin erzogen werden soll, dann besteht stets die Gefahr, daß hier Menschen ohne innere Anteilnahme zu etwas gezwungen werden, was sie einfach nicht verstehen. Es bleibt dann nicht aus, daß diese Menschen sich auch in dem Gedanken der ethisch höchsten Gemeinschaft gezwungen fühlen, und, wie es bei allen Maßnahmen dieser Art vorkommt, letzten Endes zu einer Explosion, zu einer Auslehnung, zu einer Gegeneinstellung gelangen. Wir können stets nur vom Kleinen zum Großen aufbauen, und insolgedessen ist es notwendig, daß, bevor wir an die Gemeinschaft denken, wir zunächst einmal an die Pflicht des einzelnen vor sich selbst herangehen. Wir würden einen Betriebsleiter aus einem Werk weisen, der sich vermaßen würde, das ganze Werk zu reformieren, wenn er nicht zuvor seinen eigenen Betrieb in Ordnung gebracht hat. Genau so ist es notwendig, daß zunächst einmal der einzelne in seinem Denken, in seiner Kraftentfaltung, in seinem eigenen Schaffen Klarheit zum Ausdruck bringt. Mit veredelten Einzelteilen das Ganze aufbauen, das ist der Weg!

Wie ist das möglich?

In unseren ganzen Gemeinschaftsarbeiten in den Werken, in den Unternehmungen haben wir über das Praktische hinaus auch immer wieder das seelische Problem der Arbeit zu klären. In diesem Problem der Arbeit, in der Frage nach Vereinigung von Mensch und Arbeit spiegeln sich nun heute fast alle Nöte, alle Schwierigkeiten, die den Menschen selbst bedrücken, wider.

Wir kennen die vielen Ansätze, ein Verbundensein von Mensch und Arbeit zu erreichen — auf dem Wege des Lohns, auf dem Wege irgendwelcher äußerer Maßnahmen. In dem Augenblick aber nun, wo dieser Lohn infolge irgendwelcher Schwierigkeiten nicht mehr herausgearbeitet werden kann, in dem Augenblick, wo die äußeren Maßnahmen auf Grund irgendwelcher schwieriger Verhältnisse versagen, wird notwendigerweise das Problem wieder als ungelöst erscheinen. Und deshalb kommen wir schließlich immer wieder dazu, auf diejenigen Menschen und Führer zu blicken, die bei sich selbst das Problem des Verbundenseins von Mensch und Arbeit gelöst haben.

Was tritt nun bei diesen immer wieder besonders stark hervor? Nicht irgendeine Verbundenheit auf dem Umweg des Gehalts, des Lohns, des Lobes, irgendeiner äußeren Maßnahme, sondern ein Verbundensein, das im unmittelbaren Arbeitserlebnis wurzelt. Und das haben wir zu erstreben: das unmittelbare Erlebnis des Weiterkommens in der Arbeit selbst, das unmittelbare Erlebnis, etwas von der Arbeit für sein eigenes Leben bekommen zu haben, das unmittelbare Erlebnis, daß die Arbeit erforderlich ist, um lebendig zu leben, um sich zu entfalten, um zu gedeihen! Dieses Erlebnis ist aber nur dann möglich, wenn der Betreffende weiß, daß nicht die äußere Arbeit das Wesentliche ist, sondern der Charakter seiner Persönlichkeit!

Ich hatte eingangs gesagt, daß in der Persönlichkeit die Einheit des Denkens zum Ausdruck gelangen muß. Diese Einheit des Denkens wird nun sehr oft im praktischen Leben dort durchkreuzt, wo wir glauben abwägen zu müssen, ob wir wirtschaftlich oder menschlich zu handeln haben. Wir wissen wohl, daß wir Wirtschaftlichkeit brauchen wie das liebe Brot, und doch — wenn wir ehrlich sind — wissen wir ebenso, daß wir alle Momente haben, in denen wir auf die ganze Wirtschaftlichkeit pfeifen und nichts weiter sein möchten als Menschen! Und hier ist eben die Aufgabe, in uns selbst klar zu werden, ob wir menschlich oder wirtschaftlich denken müssen. Richten wir unseren Blick nach zwei Seiten, dann kommt eben

jene Zerrissenheit in den Führer hinein, die augenblicklich so oft noch in unseren Betrieben vorhanden ist; eine Zerrissenheit, die sich letzten Endes in Angst oder in Verzweiflung und Verschwendung ausdrücken muß.

Wir finden draußen so häufig die Anschauung vertreten, daß es um des Erfolges willen, um der Wirtschaftlichkeit willen notwendig sei, die entsprechenden sozialen Maßnahmen einzusetzen, den Menschen freundlich, anständig und liebevoll zu behandeln und alles zu tun, um irgendeine Gegensätzlichkeit zu vermeiden. Ich betone, daß eine derartige Einstellung einen ungeheuren Fortschritt darstellt gegenüber jeder Betriebsdiktatur.

Indessen müssen wir bei ihr auf eines Rücksicht nehmen. Wenn ich um des wirtschaftlichen Erfolges willen den Arbeiter anständig und freundlich behandle, dann wird in dem Betreffenden, dem ich so entgegenrete, nicht das Gefühl verschwinden, daß er bei diesen ganzen Maßnahmen Objekt sei, daß man diese Freundlichkeit gewissermaßen als Mittel zum Zweck anwendet. Und weil der Arbeiter sich dabei stets noch als Objekt fühlt, haben wir die vielen Gegeneinstellungen gegen so viele Maßnahmen, die von seiten des Werkes kommen, das Gefühl, daß der ganze Kampf gegeneinander lediglich auf eine andere freundlichere Basis verlegt ist.

Die richtige Einstellung, die wir in der ganzen Führung herauszuarbeiten haben, ist doch die, daß man den ganzen wirtschaftlichen Aufgaben gerecht wird — und zwar bis zum äußersten, bis zur letzten Konsequenz —, daß man aber die anständige Behandlung, die sozialen Maßnahmen und dergleichen als selbstverständlich betrachtet, über die gar nicht weiter zu diskutieren ist! Der Mensch, der sich taktvoll von Haus aus benimmt, der Mensch, dem der ganze Charakter in seiner sogenannten guten Kindersube eingeprägt worden ist, der wird nicht in einer überbetonten Freundlichkeit und Liebedienerei — um irgend etwas zu erreichen — Gefälligkeit an den Tag legen, sondern er ist eben freundlich! Und so sollen wir freundlich sein, weil wir eben Mensch sind. Wir haben als Führer genau die gleichen inneren Nöte wie der Geführte, haben dieselben inneren Schwierigkeiten wie jeder andere Mensch, und insolgedessen können wir im letzten Sinne nicht Führer und Geführte trennen, sondern lediglich vom menschlichen Standpunkt aus an die ganzen Fragen herantreten.

Ich hatte vorhin gesagt, welche inneren Aufgaben von einem Führer zu erledigen seien. Diese Aufgaben der Beschränkung, der Selbstbetrachtung, der Korrektur drücken sich nun auch in den ganzen organisatorischen Maßnahmen aus, die seitens einer Führung einzusetzen sind. Ich zeigte zunächst, daß der Führer die Aufgabe habe, eine klare Zielsetzung herauszuarbeiten, eine Zielsetzung, die seinem ganzen Leben und Schaffen einen bestimmten, eindeutigen Charakter verbürgt. Und so erscheint es dementsprechend erforderlich, daß auch in einer Gemeinschaft zunächst überhaupt einmal eine gemeinsame Zielsetzung herausgearbeitet wird. Notwendig ist, daß erst einmal herausgestellt wird, was denn eigentlich das ganze Werk will, nicht im materiellen oder fabrikatorischen Sinne, sondern bezüglich der notwendigen menschlichen Eigenschaften, auf die es bei allen ankommt, bei den Führern sowohl wie bei den Geführten.

Wenn als Zweites die Beschränkung und Vereinfachung herausgeschält war, so bedeutet das im Werke die klarere Abgrenzung der Verantwortlichkeitsbereiche. Wir wissen, daß die einzelnen Verantwortlichkeiten oft derart unklar ineinander übergreifen, daß es manchmal kaum noch möglich ist, selbst in Ruhe zu schaffen, ohne daß schließlich irgend etwas zurechtgemuschelt wird, und zwar meist von solchen Mitarbeitern, die von sich aus noch keine richtige Arbeit leisten können.

Als Drittes ist nun notwendig der ganze Aufbau der Erziehungs- und Ertüchtigungstätigkeit. Wir sprechen außer-



Ältester Mann der Belegschaft.

Radierung von L. G. Schmidbauer.

ordentlich viel von den erzieherischen Maßnahmen des Betriebes, ich selbst spreche viel davon, möchte hier aber einen grundlegenden Trennstich zwischen Erziehung und Er-tüchtigung ziehen. Was der Arbeiter, was der Geführte will, ist nicht Erziehung, sondern Er-tüchtigung! In dem Augenblick, wo wir die Betonung zu sehr auf Erziehung legen, werden wir immer wieder den Widerstand der Geführten fühlen; in dem Augenblick aber, wo die Er-tüchtigung im Vordergrund steht, wo wir tatsächlich alles darauf anlegen, den einzelnen in seiner Kraft, in seiner Entfaltung fähiger zu machen, werden wir auch die Mitarbeiter, werden wir die Geführten auf unserer Seite haben.

Wenn ich sagte, daß es sich lediglich um eine Er-tüchtigung handeln könne, dann bedeutet das, daß wir uns in dieser Er-tüchtigung auch gleichzeitig befassen müssen mit den seelischen Fragen des einzelnen, daß wir bei den verschiedenen Fragen über innere Schwierigkeiten Rede und Antwort stehen müssen! Und so ergibt sich, daß in den Stellen, wo man sich mit Er-wachsenener-tüchtigung beschäftigt, Menschen sitzen müssen, die nicht lediglich technisch über eine gewisse Gewandtheit und Schulung verfügen, sondern Menschen, die tatsächlich auch mit dem Herzen die ganze Arbeit anfassen und den einzelnen Ar-beitern und Mitarbeitern innerlich etwas zu geben vermögen. Wenn wir das Problem „Mensch in der Technik“ behandeln wollen, dann wurzelt es doch darin, daß wir dem Menschen

zeigen, wie er in der Technik „Mensch“ zu sein vermag, und wie er — gerade weil er Mensch in der Technik ist — besser seinen Mann stehen kann als ein anderer, der lediglich äußerlich, arbeitstechnisch seine einzelnen Handlungen bewältigt.

Und so finden wir, daß zunächst einmal im Mittelpunkt dieser ganzen Er-tüchtigung die Erziehung des Menschen zu sich selbst steht!

Wir finden häufig den Standpunkt vertreten, daß es „um irgendeiner Gemeinschaft willen“ notwendig sei, den Menschen zu einer bestimmten Anschauung, zu einer ganz bestimmten Art des Denkens zu erziehen. Es wird niemals möglich sein, die Menschen, die gewissermaßen auf der anderen Seite einer Pyramide stehen, zu unserem eigenen Standpunkt hinüber-zuzerren; es wird uns niemals möglich sein, eine Farbe zu einer anderen zu machen! Was wir aber verlangen müssen, ist, daß der einzelne von seinem Standpunkt an der Pyramide hinausschaut nach oben, daß die einzelnen Farben in sich licht-echter werden, und daß wir, wenn diese einzelnen Farben licht-echter und klarer werden, aus den reineren Farben nachher ein besseres Zusammenspiel gestalten können.

Was wir also von jedem Standpunkt aus in einer Gemein-schaft verlangen müssen, ist die Lauterkeit, ist die Klarheit des Menschen! Und in dem Augenblick, wo die verschiedenen Menschen auf den verschiedenen Standpunkten klarer, konse-quent, lauter werden, ist es selbstverständlich, daß wir uns

auch besser verstehen! Sie werden doch immer wieder in allen möglichen verschiedenen Anschauungen finden, daß — im Grunde genommen — sich immer nur die Anfänger in den Haaren haben, und daß — je reifer, je gefesteter ein Mensch wird — er um so mehr auch die anderen verstehen und achten kann.

Und hier komme ich auf einen Punkt, der gerade in der Er-
tuchtigung von außerordentlicher Bedeutung ist. Wenn ein
Führer erklärt, daß er die Arbeiter nicht verstehe, daß er überhaupt die ganze Zeit nicht verstehe, so bedeutet das gleichzeitig, daß er damit den Stab über sich selbst bricht. Der Führer ist doch derjenige Mensch, der das größte Verstehen haben muß, und wenn ein Führer sich damit begnügt, lediglich den Kopf zu schütteln und immer zu erklären, daß er irgend etwas nicht verstehe, so bedeutet es doch, daß er bei der Lösung dieser Frage ausscheidet.

Weil der Führer der Größte im menschlichen Verstehen sein muß, deshalb wird ihn so häufig das Mißverstehen der Geführten geradezu mit zwangsläufiger Notwendigkeit treffen müssen — müssen, weil die anderen eben nicht die Führer sind, und weil ihr Verstehen tatsächlich noch nicht so weit reicht, um den Führer und alle seine Maßnahmen zu begreifen, um jede Einzelheit von ihm richtig zu deuten. Und so ist es notwendig, daß — trotz eines solchen Mißverstehens — der Führer nicht nur sachlich richtig zu handeln versucht, sondern alles daran setzt, um auch menschlich die Regungen und Strebungen der Gefolgschaft zu erkennen und zu verstehen, damit der einzelne zu sich selbst, zu seiner Kraft, zu seinem ursprünglichen Handeln geführt werde.

Als letzte Frage in dem ganzen Komplex organisatorischer Maßnahmen ist nun noch das Problem der Entlohnung zu behandeln. Ich habe dieses Problem der Entlohnung an die letzte Stelle gesetzt, weil in dem Lohn, in der ganzen Leistungsbewertung, dem betreffenden Mitarbeiter gewissermaßen ein Spiegelbild seiner eigenen Entfaltung gegeben wird. Ich kann deshalb nicht mit dem Lohn anfangen, sondern muß zunächst mit der Freimachung der Kräfte beginnen. Bei dem Lohnproblem müssen wir uns immer wieder darüber klar sein, daß die Leistung eines Menschen nicht allein aus sachlichen Werten besteht. Jede Leistung, und sei es die des einfachsten Arbeiters, verlangt die Darbringung von unwägbaren Werten. Ich verlange von dem Arbeiter doch nicht nur irgendeine sachliche Arbeit, sondern auch Charakter; ich verlange doch auch Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Gemeinschaftsgefühl und dergleichen. Und weil wir bei jeder Arbeit auch diese unwägbaren Werte verlangen, deshalb können wir auch niemals sachlich die ganze Arbeit abwerten, sondern müssen hierauf auch wieder in gleicher oder ähnlicher Form Rücksicht nehmen.

Im Anschluß an die Entlohnung möchte ich noch die Frage der Entwicklungsmöglichkeit anschneiden. Wir wissen, daß die Entwicklungsmöglichkeit des einzelnen für uns in Europa, in Deutschland eine Frage von weittragendster Bedeutung ist. Wir sind nicht immer in der Lage, den einzelnen Arbeiter in der Art weiter rangieren zu lassen, wie es in Amerika möglich ist; wie sind nicht in der Lage, dauernd breitere Verantwortungen zu geben, weil wir eben keine haben. Dagegen aber können wir — und das möchte ich betonen — den einzelnen sich noch weitaus mehr in die Tiefe entwickeln lassen, können wir — gerade in der Forderung der gesteigerten Qualitätsarbeit — versuchen, dem Betreffenden an seiner Arbeitsstelle ein größeres Maß von vertiefter Verantwortung zu geben.

Ich habe in diesen Darlegungen kurz einige organisatorische Maßnahmen geschildert, die nach den verschiedensten Seiten hin abgeändert werden können. Ich habe natürlich nur vermocht, Einblicke in einige Grundgedanken der Menschenführung zu geben, und möchte nun zusammenfassend hierzu noch folgendes sagen:

Der Aufbau der Menschenführung ist nur möglich aus dem Beispiel des Führers! Und weil es das Beispiel des Führers ist, ist es notwendig, daß jeder, der in irgendeiner Gemeinschaft zu führen hat, sich vor allen Dingen zunächst mit seinem eigenen Leben, mit seiner eigenen Arbeit abfindet. Solange wir noch über Arbeitsfreude nur reden, solange wir das Problem der Arbeitsfreude lediglich literarisch auswerten, können wir beim besten Willen nicht von den Belegschaften verlangen, daß sie mit Freude an ihr Schaffen herangehen. Erst in dem Augenblick wird doch willige Gefolgschaft geleistet werden, wo der Geführte an seinem Führer sieht: „Dieser Mann kommt wirklich vorwärts, wird tatsächlich mit seinem Leben und seiner Arbeit fertig, gewinnt darin Kraft und Freude für sich selbst!“

Bevor die Lösung dieser Frage nicht angestrebt wird, hat jedes Debattieren über Menschenführung überhaupt keinen Sinn und Zweck!

Werksleitung besteht aus Betriebsführung und Menschenführung. Betriebsführung ist der Einsatz der ganzen Kräfte. Wenn aber ein Mensch sich immer nur mit dem Einsatz der Kräfte befaßt, wenn er immer nur versucht, Kräfte anzuwenden, ohne sie zu regenerieren, dann kommt es eben, wie wir heute so oft sehen, dahin, daß wir vom Kapital gehen und ohne Flüssigkeit in unserer ganzen Arbeit und Gemeinschaft festfrieren!

Notwendig ist also, daß der einzelne sich wirklich einmal mit den Gesetzen der Menschenführung befaßt, und zwar in demselben ernstesten Sinne, wie wir es in der betriebswissenschaftlichen Führung eines Betriebes verlangen. Notwendig ist, in der Selbsterkenntnis die Erkenntnis der Gesetze herauszuarbeiten und in ihrer Gewißheit erst die eigene Ruhe zu finden.

Dann aber gilt es, in den nächsten Mitarbeitern Menschen zu suchen, die auch diese Ruhe, diese Kraft der Persönlichkeit erarbeiten können.

So ergibt sich aus dem obersten Leiter und seinen nächsten Mitarbeitern der Ansatz einer Führerstruktur. Denn nicht ein einzelner Führer ist erforderlich, sondern eine ganze Führerstruktur, die sich von dem obersten Leiter bis zu dem einzelnen Arbeiter erstreckt, eine Führerstruktur, die auf klarem, reinem und charaktervollem Denken und Handeln aufgebaut ist, auf einem Denken und Handeln, das zwischen Ja und Nein kein anderes Wort kennt und das eben die Eigenschaften zum Ausdruck bringt, die wir vom Charakter tatsächlich verlangen!

Unsere große Aufgabe ist doch, auch Menschen, die innerlich angstvoll sind, zu klarem und bewußtem Denken zu führen, unsere Mitarbeiter, unsere Arbeiter, unsere Mitmenschen, die — wenn auch im Unterbewußtsein — zum großen Teil noch Minderwertigkeitsgefühle tragen, zur Wachheit und Beherrschtheit zu bringen. Und genau so, wie oft bei einem Menschen, der in seiner Kindheit verprügelt worden ist, der spätere Vorgesetzte immer wieder den Haß gegen die Fehler des harten Vaters fühlen muß, genau so müssen wir uns stets darüber klar sein, daß viele Negationen, die uns zu treffen suchen, im Grunde genommen weit vorher entstanden sind, und daß gerade hierbei unsere Aufgabe Beruhigen und Ordnen ist. Nicht immer erst gleich etwas Neues schaffen und erzwingen wollen, sondern zunächst einmal Ruhe in das ganze Schiff, in die ganze Belegschaft hineinbringen, und in dieser Ruhe dann die Zeit benutzen, um zu ordnen und zu klären!

Es ist mir manchmal entgegengehalten worden, daß mit einer derartigen Maßnahme keine Aufträge in das Werk hineinkämen, daß damit kein Pfennig verdient würde. Wenn wir dieselbe Frage an einen Betriebsleiter stellen würden, der seine Maschinen nachsehen läßt, oder an den einfachen Schlosser, der sie nachsieht, dann würde er den Kopf schütteln. Vergessen wir nicht doch noch zu oft, daß Ruhe und Ordnung



Wettersteiger.

Lithographie von L. G. Schmidbauer.

— auch in uns — die Vorbedingungen für die gedeihliche Kraftentfaltung überhaupt sind?! Weil wir — genau so wie das Kind, das um sein Spielzeug einen Freudentanz auf-führt — immer nach äußerer Gestaltung drängen, vergessen wir, daß wir uns zunächst einmal klarzumachen, uns selbst zu-nächst immer wieder zur Ruhe, zur Besinnung und zur Ord-nung zu mahnen haben!

Es ist Gesetz der Führung, daß der einzelne Führer in sich Ruhe birgt und aus dieser Ruhe heraus die Gewißheit und Sicherheit auch gegenüber dem Geführten ausstrahlt. Wenn es uns nicht gelingt, ich möchte sagen väterlich — im höchsten Sinne — zu unseren Mitarbeitern zu sein, dann werden wir auch niemals in die Lage kommen, daß von seiten unserer Mit-arbeiter und Geführten uns je hst eine innere Stützung zuteil wird. Und wir brauchen als Führer diese innere Stützung genau so wie ein Staatsführer. Wenn ein Führer schon an und für sich durch die Schwierigkeit seiner Lage, durch die oft geringe, so wenig vertrauliche Verbundenheit innerhalb des eigenen Kollegenkreises einsam dasteht, so wird diese Tatsache der Einsamkeit noch dadurch verschärft, daß er geistig, daß er seelisch nicht von seiner Gefolgschaft gestützt wird. Und wir brauchen uns deshalb nicht zu wundern, wenn so viele, die — grenzenlos einsam — sich mit Geschäften der Führung be-fassen, in einer gewissen Ratlosigkeit, Nervosität und Ver-zweiflung schließlich nicht mehr ein und aus wissen und letzten

Endes nur immer in den grob sichtbaren äußeren Maßnahmen das Allheilmittel sehen.

Aufgabe der Führung ist es, die Ruhe und die Einheit zu vertiefen, nicht zur Einheit hin zu zwingen, sondern die Einheit in ruhiger Entwicklung entstehen zu lassen, wie der Führer und die Führerschaft in sich selbst das Bild der Einheit zeigen sollen!

Wenn wir wollen, daß wir willige Gefolgschaft erhalten, daß wir diese ewige Dissonanz, diese dauernden Gegensätzlichkeiten zerreißen und zer-hauen, dann ist es nur so möglich, daß wir Men-schenführung aufbauen auf dem Gesetz der Per-sönlichkeit! Nicht einer schlaffen und verschwommenen Per-sönlichkeit, sondern einer Persönlichkeit, die Kraft ist und in der Bewußtheit und Klarheit des ganzen Denkens und Handelns zunächst einmal in dem einzelnen die Einheit und die Entfaltung symbolisiert.

Der Führer ist immer der vorderste im Ringen! Und da der Führer, weil er verstehen und geben muß, erst sich selbst zur Ordnung zu rufen hat, ist es erforderlich, daß er sich zuerst einmal findet, daß er bejahende Einstellung zum Leben und zur Arbeit gewinnt und seine Erkenntnisse, seine Er-fahrungen den anderen als Beispiel und Führer des Lebens und der Arbeit überträgt!

Unser Wimpel erzählt!

Von Rud. Pelligrini.

(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Schalker Verein.)

Sechzehn frische Jungen, Industriehrlinge des „Schalker Vereins“, stehen um ihren Führer geschart, in Kniehose und Wanderkittel, mit Rucksack und Geldflasche, mit Klampfe und Fiedel.

Wie ein altes Siegeszeichen ragt der alte Wimpel über die Köpfe der Jungen. Seine verblichenen Farben zeugen von Sturm und Regen, von Wind und Wetter; der Längenschaft mit seiner verrosteten Spitze ist mit Nägeln geschmückt, die von seinen Fahrten Zeugnis geben.

Manch junger Bursche mit blühenden Augen ist unter seiner Hut marschiert, ist zum erstenmal aus Mutters treuen Händen mit hinausgezogen auf lustige, frohe Wanderfahrt. Wie oft hat der alte Wimpel in Gelsenkirchen auf dem Bahnhof geweht, frühmorgens, wenn die anderen zur Schicht gingen! Viel hungrige Augenpaare staunen dem heranbrausenden Ungetüm entgegen, das sie hinausbringen soll in die Welt, hinaus aus der Stadt mit den vielen Schloten, mit den rufigen Straßen.

Und jedesmal freut sich der alte Wimpel mit, wenn's dann an ein Abschiednehmen geht, wenn ein paar liebende Mutteraugen dem Jungen zum letzten Male zunicke: „Ade, Junge, paß gut auf und komm gesund wieder heim!“

Stolz wehen die Bänder im Winde, wenn ihn die Schar geschlossen umringt, ein Fähnlein, eine Kameradschaft. Glückauf! treuer Wimpel, nun zieh uns voran!

Dann muß er noch eine kurze Zeit aus dem Fenster wehen, wenn die schienengebändigte Schlange wieder ihres Weges zieht. Es ist immer dasselbe Bild: Wie Schienen gleiten da draußen die eisenspeienden Hochöfen vorüber. Die Männer drüben halten einen Augenblick in ihrer Arbeit inne, und blühtartig zuckt in den Augen ein stummer Gruß auf an alle die, die da hinausfahren in die schöne weite Gotteswelt. Ade, du Stadt der Arbeit, du Land der tausend Feuer!

Das alles hat der Wimpel schon oft erlebt. Nun kommt für ihn eine Ruhepause, er muß im Gepäcknetz liegen, sonst stößt er gegen die Decke. Er ist nicht gewöhnt, sich krumm zu machen.

Was muß er da unten unter sich alles hören! Hier werden Pläne geschmiedet, dort läßt sich ein altes Mütterchen von den Jungen erzählen, wo sie herkommen und was sie treiben. Schmunzelnd läßt sich das Mütterlein beim Aussteigen helfen und sich von hilfsbereiten Händen den Koffer hinausreichen. Auf Wiedersehn, Mütterchen! Sinnend schaut die alte Frau dem davonsahrenden Zug nach. Ach Gott, wie ist es doch schön, so jung zu sein! Die Schar stimmt jetzt ein lustiges Liedchen an, die Klampfen fallen mit ein, und brausend schwillt der Gesang, begleitet von dem gleichmäßigen Takt der Räder. Aber auch die längste Bahnfahrt geht einmal zu Ende. Mit räderknirschendem Brausen hält der Zug. Am Ziel! Jetzt kommt für den alten Wimpel das Schönste. Sorgfältig wird er herausgenommen. Stolz flattern seine Bänder im Winde, als er jetzt seiner Schar voranzieht. Glückauf! ihr blonden Schwarzwaldmädel, seid gegrüßt von der Ruhr! Mit Sang und Klang geht's über Berge, durch Täler mit märchenhaft schönen Schwarzwalddörfern.

Ein andermal in München. Grüßend senkt sich der Wimpel vor der Bavaria. Wir sind gekommen, deine Schätze zu bewundern, dein Deutsches Museum. Es soll uns in dem Glauben stärken, daß deutsche Schaffenskraft und deutsche Technik sich einst wieder den Platz an der Sonne erobern. Aber vor allem gelüftet es uns nach den Bergen, die dahinten in goldener

Abendsonne leuchten. Da oben soll unser Wimpel wehen! Gipfelfrost wollen wir atmen — Bergheil!

Der Brocken! Brrr, ist's kalt da oben! Hier tanzen in der Walpurgisnacht die Hexen. Würziger Lannenduft und Harzluft umwehen die fahrenden Scholaren. Ah, wie läßt sich's hier lang und tief atmen! Hier gibt's keinen Kohlenstaub.

Der alte Wimpel schüttelt sich. Ohne Weg und Steg, durch Gestrüpp und dichten Lann geht's hinauf zum Hermannsdenkmal. Zu stillem Gelöbniß für Deutschlands Zukunft sammelt sich da oben das Fähnlein. Seid einig, einig, einig!

Gemächlich zieht der Segler „Glückauf“ seine Bahn durch die Ostsee. Hier wehte der Wimpel schon oft. Gellend grüßt ihn der Schrei der Möwen. In purpurnem Sonnenschein winkt die Küste Schwedens herüber.

Nordseedeich! Hier pflanzt den Wimpel auf! Ah, da draußen die endlose Weite, die Nordsee! Pfeilschnell jagt mit melodischem Sang die Seeschwalbe dahin. Und drüben Marschenland, soweit das Auge reicht. Guten Wind, Fischer, zur Fahrt nach draußen! In dessen grauen Augen steht kühl abwägendes Bescheiden. Hier, wo der Wimpel steckt, haben seine Ahnen schon den Spaten eingestochen. Deichbrecht! Hier baute eiserner, zäher Wille unermüdlich auf, was der „Blanke Hans“ in einer einzigen Sturmnacht zerstörte. Heil, freie Griesen!

Bremerhaven! Dort am Kolumbuspier liegt fest vertäut ein Wunder deutscher Technik: die „Bremer“! Selbst der Vorlauteste verstummt bei der Besichtigung des Dzeanriesen. Staunen und Bewunderung wechseln mit heller Freude. Sieh, dieser blühende Stahl ist Stahl von der Ruhr. Diese riesigen Turbinengehäuse haben wir entstehen.

Und nun auf nach Helgoland mit dem „Roland“! Lächelnd läßt's der Kapitän geschehen, daß der Wimpel am Bug des Schiffes als Gösch aufgepflanzt wird. Leise wiegend gleitet das Schiff westerabwärts. Gleich einem treuen Warner und Hüter ragt drüben der Rote-Sand-Leuchtturm aus dem Wasser. Ohnmächtig zerschellen die Wogen an dem steinernen Riesen, der Tag und Nacht auf der Wacht ist. Und endlich ist Helgoland in Sicht. Gebrochen und geschleift sind die wuchtigen Hafenmauern, die Wellenbrecher. Wehrlos ist dieses einst unüberwindbare Bollwerk der Deutschen Bucht dem nimmermüden Nagen der unersättlichen Nordsee preisgegeben. Und wo die drohenden Schlünde versenkbarer Geschütze dem Feinde das Eindringen wehrten, da wachsen jetzt friedlich die Strandnelke und saftiges Gras und überwuchern längst die geborstenen Stücke gesprengter Kasematten. Schweigend, voller Ehrfurcht vor vergangener Größe steht die Schar, und dreimal senkt sich zum Gruß der Wimpel.

Heimwärts! Auf Wiedersehn, vielleicht im nächsten Jahr!

Sechzehn Jungen scharen sich um ihren Wimpel und begeistert schallt von da oben das Sturmlied der Jugend vom Schalker Verein:

— — — — —
Bald weht er am Meere, bald weht er am Rhein,
Der Wimpel der Jugend vom Schalker Verein!
Nun ruht er wieder aus in seinem stillen Verlies. Die Schar jedoch rüstet in aller Stille zu neuen Laten. Dann holt ihn eines Tages eine Hand hervor und schüttelt ihm in froher Erwartung den Staub aus den Bändern.

Glückauf zu froher Wanderfahrt!



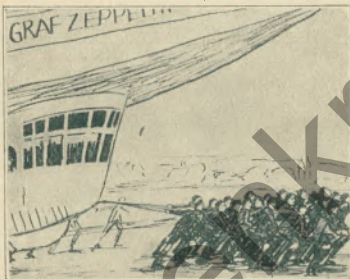
Am Bodensee.

Wir fahren in die Welt . . .

Ein Maler reist mit Industrielehrlingen.

Von Hermann Peters.

Mit fünf Zeichnungen des Verfassers.



„Die Begeisterung der Jungen
war unbeschreiblich . . .“

Seit meiner Kinderzeit hat die grundlegende Veränderung der Landschaft durch die Industrie mich immer wieder gefesselt und beschäftigt. Verdrängte doch das phantastische Tempo des Wachsens der Hallen, der Maschinen, der Brücken und Gerüste das Bild des Menschen immer mehr aus dem Gesichtsfeld des Beobachters. Inzwischen ist das Wachsen vorläufig zum Stillstand gekommen, und die menschlichen Fragen drängen sich immer stärker in den Vordergrund. Immer gebieterischer erhebt sich damit auch für den Künstler die Frage: Wo bleibt der Mensch?

So kam ich dazu, die Industrie mehr vom Menschen aus zu betrachten. Man wird es begreifen, daß ich daher die Gelegenheit, mit einer Klasse von Schlossern aus der Lehrwerkstätte des Schalker Vereins eine vierzehntägige Fahrt zu machen, dankbar aufgriff. Die Hoffnung, miterleben zu

dürfen, wie diese vom Alltag des Industriegebietes so grundverschiedenen Eindrücke auf die ferienfrohe Werkjugend wirken würden, ließ die anfänglichen Bedenken gegen kleine Unbequemlichkeiten, wie Gebundensein an die tägliche Marschstrecke, Nichtverweilendürfen bei irgendwelchen malerisch-reizvollen Winkeln, Übernachtenmüssen im überbelegten Massenquartier, zurücktreten, zumal die Aussicht, den Bodensee, den Schwarzwald und das Hochgebirge, die ich bisher nur im Winterkleid kannte, nun auch im Sommer zu sehen, mein Malerherz lockte.

So sagte man denn dankbar Ja, schnürte seinen Rucksack mit dem notwendigsten Bedarf für vierzehn Tage, hängte sich einen schweren Photoapparat über die linke Schulter und klemmte einen großen Aquarellblock nebst Staffelei unter den rechten Arm, und hätte, wie ein Packesel beladen, am liebsten im letzten Augenblick wieder fechtgemacht, weil man sich sagte: „Das kann nicht klappen. Du hast dir soviel vorgenommen, daß entweder dein Malerauge oder dein Wille, vor allem Mensch zu sein, zu kurz kommen muß!“ Und saß



Neue und...

Hauptverkehrsstraße in Stuttgart.

endlich und zu guter Letzt doch mitten zwischen der jubelnden Werkjugend des „Schalker Vereins“ und ließ sich aus der Dunstzone des Industriegebietes südwärts tragen, vierzehn Ferientagen entgegen, die so reich an den verschiedenartigsten Eindrücken werden sollten, daß ich noch heute froh bin, trotz aller — wie ich rückblickend gestehen will — kleinlichen Bedenken Ja gesagt zu haben.

Vom ersten Augenblick an war der Kontakt hergestellt. Die Jungens hatten ein merkwürdiges Interesse für meine Arbeit; sie halfen mir, wo sie konnten, sie trugen den Block, machten mir die Aussicht frei, wenn allzu vorwiegend Zuschauer mit ins Blickfeld kamen. Und unterwegs im Zuge mußte ich ihnen immer wieder mein „Wert“ zeigen. Und als einmal unter einer im gleichen Zuge fahrenden Mädchengruppe ein reizender Blondkopf ihre Freude erregte, ließen sie mir keine Ruhe, bis ich ihn im Bilde eingefangen hatte.

Ich merkte bald, daß diese „große Fahrt“ für die Jungens der Höhepunkt ihrer Ausbildungszeit bilde. Kleinere Wanderfahrten in die nähere Umgebung des Werkes,

Sportfeste und andere gemeinsame Feiern haben den menschlichen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler schon gefördert. Sie haben Lebensfreude in den harten Arbeitsbetrieb gebracht. Diese Abschlussfeier, für die schon ein halbes Jahr gespart und die sorgsam, oft in Verbindung mit den über ganz Deutschland und Österreich verstreuten Lehrwerkstätten des Dinta, vorbereitet wird, gestaltet sich für die Jungen zu dem großen Erlebnis, von dem sie ihr ganzes Leben zehren.

Gerade aus Industriekreisen ist mir mehrfach gesagt worden, daß dieser Einblick in andere Landschaft und Arbeitsbedingungen, die Mühseligkeit, mit der sie durch die großen Verbindungen des Dinta überall Einblicke bekommen, in den Jungens Hoffnungen und Wünsche anregen, die niemals erfüllt werden und auf die Dauer nur Mißstimmung erregen können. Dem ist entgegenzuhalten, daß der strebsame und begabte Arbeiter immer noch den festen Willen hat, vorwärtszukommen und gerade durch die vielseitige Dinta-Ausbildung auch in ganz andersgearteten Industriezweigen weiterkommen kann. (Ein Beispiel: Auf unserer



... alte Architektur in Stuttgart.
Hof des Alten Schlosses.

Fahrt besuchten wir in Freiburg etwa zwanzig frühere Schüler der Gelsenkirchener Werkschule, die in einer Weberei Anstellung und Erfolg fanden.) Andererseits hat auch die arbeitende Jugend durch die Wanderbewegung reiche Möglichkeiten, sich Deutschland von allen Seiten zu besehen. Das Bewußtsein, eine solche Fahrt mit dem selbstverdienten Gelde zu bezahlen, nimmt auch das unangenehme Gefühl des Almosens weg. Selbst für die weniger strebsamen Leute wird eine solche ohne Mißklang verlaufene Fahrt eine stete Quelle der Erinnerung sein.

Die Eindrücke auf dieser Reise waren ja auch überreichlich. Karlsruhe, Freiburg, das wildromantische Hölleental, am Fuße des sagenumspunnenen Hohentwiel, Singer mit der Maggfabrik, die uns ein wohlgeschmeckendes „synthetisches“ Essen bot, dann die herrliche Abendfahrt über den Bodensee bei Blis und Donner; die elektrische Fahrt nach Tirol hinein; das Hochgebirge im Wechsel von Sonnenschein und tiefen Wolkenhängen; die gebändigten Fluten der Gebirgsbäche,

die ihre Kraft im elektrischen Strome bis zum Industriebezirk senden — ein bedeutungsvolles Bild: die ungeheuren Hochspannungsmasten neben der stillen Kirche. — Das alles gab in den ersten Tagen schon ein Bild der Verbundenheit der Industrie mit der Landschaft und der Landwirte untereinander durch die Industrie.

Der Bodensee, der Maler und Dichter zu herrlichen Werken begeistert hat, ist gerade heute für uns Deutsche eine Stätte stolzer Zukunftshoffnung, die Stätte des größten Ringens, aber auch des größten Erfolges auf dem Wege der Eroberung der Luft. Und gerade davon haben die Jungen einen besonders starken Eindruck bekommen. Die rundervollen Modelle in den Dornierwerken; der auf seinem ersten Probeflug nach dem Umbau den Bodensee stundenlang kreuzende Luftrieser Do X. Und dann der Zeppelin: Er lag fahrtbereit zu einer Reise in den Industriebezirk. Die Begeisterung der Jungen war unbeschreiblich, als sie ihn herausziehen durften aus der Halle und das stolze Luftschiff sich über ihnen langsam



Stiftskirche in Bregenz.

hob. Das wird für alle gewiß ein Eindruck fürs ganze Leben sein.

Die herrliche Aussicht vom Bodensee bis zu den Schneebbergen des Säntis entschädigte für die Kürze des Abstechers nach St. Gallen. Eine schöne Fahrt und Wanderung im Schwarzwalde führte nach Schramberg, wo die Uhrenfabrik von Junghans einen Einblick in einen Betrieb vermittelte, der der Schwerindustrie des Ruhrbezirks, wenigstens äußerlich, geradezu entgegengesetzt ist; die unendlich feine Technik der zierlichsten Uhrwerke gegen die gigantischen Güsse von Schiffswellen und Schwungrädern. In Freudenstadt, das als Luftkurort mit den geringsten Niederschlägen gepriesen wird, regnete es ununterbrochen. Die Jungens verbrachten die Zeit damit, die hier wie an allen Kur- und Erinnerungsstätten immer noch scheußlichen Reiseandern ich in die Hand drücken zu lassen; hier könnte auch bei der Jugend doch einige Geschmackserziehungsarbeit geleistet werden. In Stuttgart

glückt es mir, zwei Gegensätze alter und neuester Architektur zu fassen: den Hof des Alten Schlosses und die Straße mit dem Hochhause des Neuen Tageblattes und dem raffigen Kaufhause Schocken. Alt-Heidelberg, Mannheim, Ludwigshafen und die Kaiserdomen in Worms und Mainz waren die letzten Etappen der überaus vielseitigen Fahrt.

Wenn das Dinta es als eine seiner Hauptaufgaben ansieht, den Menschen nicht zum Sklaven, sondern zum Meister und „Gehirn“ der Maschine werden zu lassen, so ist der Wert einer solchen Fahrt zum wenigsten als Anregung zu intensivster Weiterarbeit auch für die jungen Arbeiter nicht zu unterschätzen. Nur als Maler gab die Fahrt — neben den Anregungen rein malerischer Natur — einen näheren Kontakt zum werdenden Industriemenschen und bedeutete für mich einen Schritt weiter auf dem Wege zu der anfangs angedeuteten Entwicklung meiner künstlerischen Einstellung zur Industrie.



Abb. 1. Schachtförderung durch eine Haspelwelle. Abb. 2. Schachtförderung durch die „runde Scheibe“.
(Aus Georg Agricola: „Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen“, Lateinische Ausgabe 1556.)

Bergbau in vergangenen Zeiten.

Von Verwaltungsinspektor Schulz-Madler, Bochum.

Eine Urlaubsreise nach Freiberg i. Sa. gab mir Gelegenheit, eine der ältesten deutschen Bergbaugenden kennen-zulernen.

Da in der dortigen Gegend die wirtschaftliche Entwicklung nicht so wie hier im Industriegebiet mit Riesenschritten vorwärtsgeeilt ist und die Mehrzahl der Gruben dort schon lange zu gänzlichem Erliegen gekommen ist, brauchten die alten Uebertageanlagen nicht abgerissen und durch moderne ersetzt zu werden, sie sind vielmehr heute noch zum Teil als Wohngebäude oder dergleichen in Benutzung und so kulturhistorisch äußerst wichtige Zeugen vergangenen wirtschaftlichen Geschehens.

An Hand älterer und neuerer Zeichnungen und Photographien aus der dortigen Gegend sei im folgenden gezeigt, in welcher Form der Mensch einst nach Erz und Kohle grub, und wie sich aus den ersten Anfängen heraus langsam die Form unserer heutigen Schächte entwickelte.

War die ausgesuchte Arbeitsstelle durch Entfernung des lockeren Erdbodens, Freilegung des Gesteins und Untersuchung desselben auf seine Güte und mögliche Durchdringung mit dem damals üblichen Handwerkzeug für geeignet befunden, so begann das „Abteufen“ oder „Absinken“, indem die erzhaltigen Gesteinsgänge unmittelbar verfolgt wurden oder auf sie zu gearbeitet wurde.

Beim Hineindringen in die Erde wurde es bald nötig, zum Herausbefördern des Gesteins besondere Gezeuge aufzustellen.

Als erste derartige Hebemachine wurde der „Haspel“ verwendet, der eine ähnliche Form hatte, wie ihn heute noch die Brunnenbauer verwenden. Durch Drehen der Welle zogen die „Haspelknechte“ den gefüllten Kibel herauf und stürzten das taube Gestein nahe dem Schacht aus, so daß nach und nach um den Schacht die Steinschutthalde emporwuchs, wenn der Schacht in der Ebene lag, und so die Hängebank durch Höhersetzen allmählich immer höher kam und häufig das Schachtloch sich oben auf einer Halde befindet. Bei größeren Tiefen genügte die einfache Haspelwelle nicht mehr, um die Lasten heraufzuziehen, und es wurde an der Haspelwelle ein Schwungrad angebracht, wie wir es auf der Abbildung 1 sehen, dessen Felgen mit Bleistücken beschlagen sind. Auch sehen wir aus dieser Zeichnung, wie die „Haspelknechte“ die Welle damals in Bewegung setzten.

Um nun das Mundloch vor eindringendem Regen und gegen unbefugtes Herankommen Fremder zu schützen bzw., wie der alte Schriftsteller Agricola so schön sagt, „daß die Haspeler nicht vor Kälte erstarren oder zu Zeiten Kinder und auch Gefier in die Schächte nicht hinabfallen“, wurde über dem Mundloch eine kleine Hütte gebaut, diese wurde „Rau“



Abb. 3. Alte „Rauen“-formen.
Gemälde in der St.-Anna-Kirche zu Annaberg i. Sa.

besugtes Herankommen Fremder zu schützen bzw., wie der alte Schriftsteller Agricola so schön sagt, „daß die Haspeler nicht vor Kälte erstarren oder zu Zeiten Kinder und auch Gefier in die Schächte nicht hinabfallen“, wurde über dem Mundloch eine kleine Hütte gebaut, diese wurde „Rau“



Abb. 4.
Prinz-Leopold-Schacht
der „Grundgrube Bescher
t Glück“ bei Freiberg mit
„Rennbahn“.

genannt und stellt so-
mit den Anfang der
Übertageanlagen dar
(Abb. 2 u. 3). sanken
die Schächte allmäh-
lich in größere Tiefen,
so genügten auch ver-
stärkte Haspel nicht
mehr, und es wurde
eine neue Art Förder-
maschine ausgebildet,
deren Bau sich schon
der Form der später
gebräuchlichen „Gö-
pel“ nähert, jedoch
auch noch durch Haspel-
knechte bedient wurde.

Diese Vorrichtung wurde „Runde Schei-
be“ genannt (Abb. 2). Hatte man die hier-
bei größtmögliche Tiefe erreicht und den
Schacht ausgebeutet, ließ man ihn einfach
verfallen. Erst zu Anfang des 16. Jahrhun-
derts bildete sich die von da an übliche Form
der Pferdegöpel. Einige derartige Einrich-
tungen haben sich noch bis in die heutige Zeit
erhalten. Die Abbildung 4 zeigt einen Pferde-
göpel, wie sie damals üblich waren, als
interessantes Denkmal einer vergangenen Zeit.
Wurde das Herauswinden der Kübel mittels
Haspels „ziehen“ genannt, so hatte man für
das Fördern mit dem Göpel die Bezeichnung
„treiben“ gebildet, und in der Freiburger Ge-
gend wird noch heute vielfach das die Förder-

maschine bergende Haus „Treibehaus“ genannt.
Das zuckerhutförmige Gebäude, in welchem die
Pferde umgingen, führte den Namen „Rennbahn“
und war mit Holzschindeln gedeckt. Der Schuf-
bau über dem Seil und über der Schachtöffnung
war in Mauerwerk oder aus Holz hergestellt. Dies
letztere besaß auf dem First ein Lüftungstürmchen,
durch das die aus dem Schacht aufsteigende warme
Grubenluft entweichen konnte. Frühzeitig hat man
hier in diesem Türmchen auch schon ein Berg-
glöckchen aufgehängt, welches beim Schichtwechsel
läutete und die ja nahebei wohnenden Bergleute zum
Anfahren rief. Die Spitze des Rennbahngebäudes
krönte dagegen eine Wetterfahne. Bei dieser Art
der Förderung hatte man nun auch schon zwei
Seile, welche mit ihrem einen Ende an der am
senkrechten Drehbaum befindlichen Seiltrommel
fest angeschlagen waren.

Im Laufe der Jahrzehnte genügte diese einfache
Gebäudeform nicht mehr. Es kam hinzu, daß in der
Freiburger Gegend hauptsächlich nach Erz gegraben
wurde und das herausgebrachte Gut in Erz und
taubes Gestein auf der sogenannten „Scheidebank“
voneinander getrennt werden mußte. Es wurde also

ein weiterer Raum
für die Scheidebank
angebaut. Mit der
Vergrößerung des
Betriebes mußte auch
ein Gezäherraum ge-
schaffen werden; eine
Wohnung für den
Betriebsleiter, den
„Hutmann“, und eine
Stube für das Um-
kleiden der Bergleute
kamen hinzu. Des wei-
teren herrschte damals
noch die schöne Sitte,
daß vor der Anfahrt
die Bergleute sich in
einer Veststube ver-
sammelten und dort,
bevor sie anfuhrten,
eine Andacht verrich-
teten (Abb. 8). Alle



Hauptgebäude der „Be-
schertert Glück“-Grundgrube.



Abb. 6. Im Rothschönberger Erbstollen.
Lichtbilder: A. Heinicke.

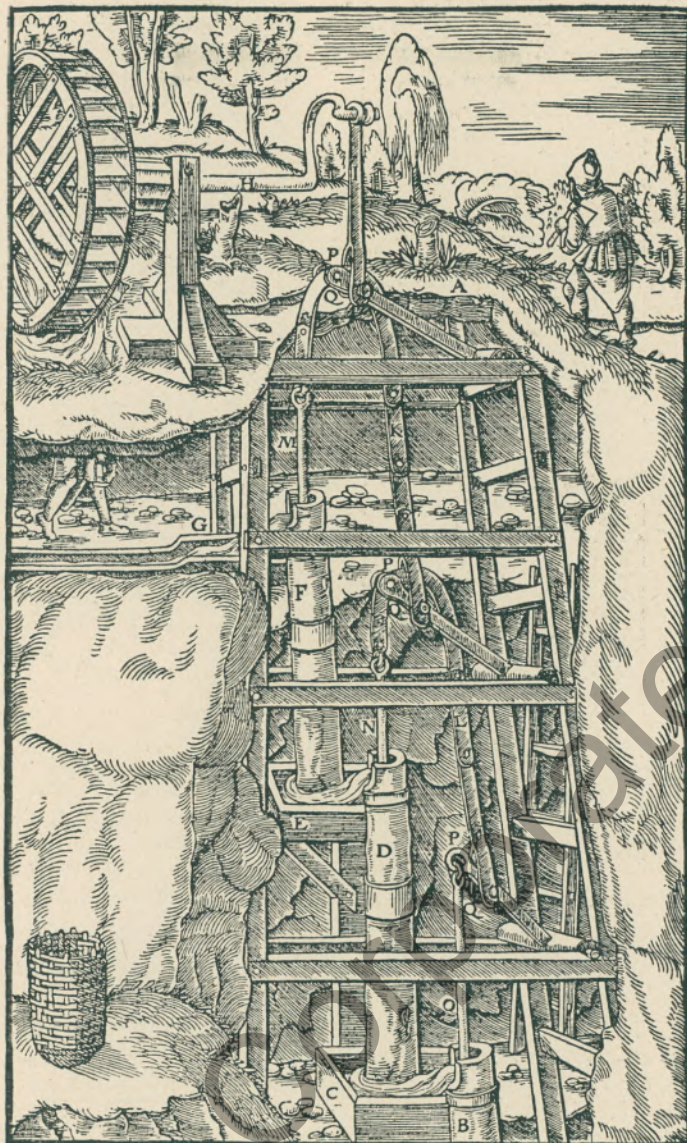


Abb. 7. „Stangenkunst.“
(Aus Agricola, Berg- und Hüttenwesen 1556.)

diese Räume wurden in einem gemeinsamen Hause untergebracht, und so entwickelten sich Gebäude, wie wir eins davon in der Abbildung 5 sehen. Aus den einfachen einstigen Holzkäuen waren so also im Laufe der Zeit stattliche Gebäude geworden, die noch heute eine Zierde der Landschaft bilden und in ihrer architektonischen Durchbildung Zeugnis ablegen von dem Schönheitsinn der damaligen Bergleute.

Diese vergrößerten Betriebe setzten weitere neuzeitliche technische Einrichtungen voraus. Die Grubentiefe war von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen. Ein Schacht hatte im 14. Jahrhundert 60 bis 80 Meter Tiefe, im 16. Jahrhundert 150 Meter und im 18. Jahrhundert schon 230 Meter Tiefe. Das erforderte vor allem auch eine Umgestaltung der Wasserhaltung. Das Schöpfen mit Eimern genügte jetzt nicht mehr.

War es möglich, die Grubenwässer nach dem Tale zu durch Stollen abzuleiten, so legte man solche an. Hierbei boten die tiefen Talsfurchen in der Freiburger Gegend passende Gelegenheit. Derartige zur Entwässerung der Gruben bestimmte Stollen nannte man Erbstollen, sie hatten mitunter eine beträchtliche Länge und dienten zur Entwässerung gleich mehrerer Grubenbetriebe. Der Rothschoenberger Stollen, welcher in den Jahren 1844 bis 1877 mit einem Kostenauf-

wand von über elf Millionen Mark hergerichtet wurde, hatte 3. B. mit Einschluß seiner Seitenflügel eine Gesamtlänge von 51 Kilometer, stellt allerdings auch das größte derartige Bauwerk in der dortigen Gegend dar. Saßen aber die Schächte unter die Stollensohle oder war kein Erbstollen zu erreichen, so mußten besondere Wasserhebungsanlagen gebaut werden, um das Wasser auf die Stollensohle zu heben oder zu Tage zu führen (Abb. 6). Diese Anlagen waren in früherer Zeit die „Bulgenkünste“, bei welchen an einer über eine Scheibe gelegten Kette ohne Ende lederne Eimer hingen, die „Bulgen“, die das Wasser aus dem Cumpfschöpfen und in die Höhe förderten.

Diese Bulgenkünste wurden mittels Haspels, Tretrades, in seltenen Fällen auch mittels Pferdegöpel, getrieben. Als diese Art der Wasserhebung nicht mehr genügte, ging man zum Einbau von Pumpen über. Da diese Pumpen der damaligen Zeit das Wasser vom Cumpfschöpf bis zur Schachthoffnung nicht in einem Zug heben konnten, wurden im Schacht mehrere Pumpen übereinander aufgestellt. Sie waren untereinander durch ein Gestänge verbunden und wurden von oben zusammen getrieben (Abb. 7). Es geschah dieses entweder durch einen Pferdegöpel, die „Roßkunst“, oder durch Wasserradantrieb. Diese durch Wasser getriebenen Pumpen nannte man „Radkünste“. Sie wurden in der Freiburger Gegend



Abb. 8. Bettstube auf Grube „Himmelfahrt“ bei Freiberg mit kunstvoll geschmiedetem Pult und Bildertafelständer.

zuerst 1570 eingeführt. Um das erforderliche Wasser in die Nähe der Schächte zu leiten, wurde im 16. Jahrhundert ein weitverzweigtes, bis hinauf an die böhmische Grenze reichendes Verteilungssystem von künstlichen Wasserläufen angelegt, für dessen Instandhaltung eine besondere „Revierwasserlaufsanstalt“ geschaffen wurde.

Befand sich die Schachtöffnung auf der Höhe und war in einem nahebei liegenden Tale ein Wasserlauf, durch welchen die Radkunst getrieben werden konnte, so fand die Kraftübertragung durch sogenannte „Stangenkünste“ statt. Bis zur Einführung dieser durch Wasser betriebenen Hebemaschinen war die Zahl der an der Wasserhaltung beschäftigten Personen oft sehr groß. In späterer Zeit wurden über diesen Radkünsten Schutzdächer errichtet. An dem Gestänge wurde über Tage ein Glockenspiel angebracht, welches bei jedem Hub des Gestänges anschlug und durch seinen regelmäßig wiederkehrenden Ton dem Bergmann über Tage meldete, daß bei der Wasserhaltung in der Tiefe alles in Ordnung sei, und dessen Aussetzen während des Betriebes sogleich auf eine eingetretene Betriebsstörung aufmerksam machte. Noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts konnte man so in Freiberg von den umliegenden Gruben das immer gleichmäßige Ertönen dieser Bergglöckchen hören.

Neben diesen verschiedenen „Künsten“ gab es nun noch die „Fahrtkünste“. Fuhr der Bergmann früher in den ja oft tonnlägigen Schächten auf seinem Leder rutschend ein, oder stieg er bei den einstigen geringen Teufen auf den Fahrten hinab, so wurde dieses mit Anwachsen der Teufen doch zu



Abb. 9. Freiburger Bergleute in Paradeuniform.

anstrengend und zeitraubend, so daß man dann die sogenannten Fahrkünste einführte. Es waren dies zwei senkrecht in dem Schacht nebeneinander auf- und niedergehende Gestänge, an denen in regelmäßigen Abständen Trittbretter und Handgriffe angebracht waren. Diese Gestänge wurden mittels einer Maschine regelmäßig abwechselnd einige Meter hochgezogen bzw. hinuntergesenkt. Während der kurzen Zwischenpausen beim Wechsel zwischen jeweiligem Heben oder Senken mußte der Bergmann immer abwechselnd vom Trittbrett des einen Gestänges auf das des anderen übersteigen und gelangte so entweder immer tiefer oder höher in die Grube hinab bzw. zu Tage. Diese Art des Fahrens hatte vor dem mühseligen Klettern auf den Leiterfahrten eine größere Bequemlichkeit und Schnelligkeit voraus, verlangte allerdings auch höhere Gewandtheit und Aufmerksamkeit.

Mit der Vergrößerung der Betriebe hörte der Knappe der dortigen, in der Hauptsache Erzbergbau betreibenden Gegend auf, Universalarbeiter, d. h. Hauer und Schmelzer in einer Person zu sein. Es erfolgte eine weitgehende Scheidung. Diese verschiedenen Bergmannskategorien trugen nun auch verschiedene Trachten, die nach den einzelnen Graden genau festgelegt waren (Abb. 9). Jährlich fanden Bergfeste statt, bei welchen die Belegschaften der Gruben zusammenkamen. Das Aufziehen der Bergknappen zu einer Parade, zu welcher die Belegschaften unter Vorantritt ihrer Bergmannskapellen und unter Teilnahme der Studenten der dortigen Bergakademie kamen, erfolgte noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Marktplatz in Freiberg.



Chamäleon auf der Jagd.

Lichtbild: Herbert Schmidt.

Rampf ums Dasein.

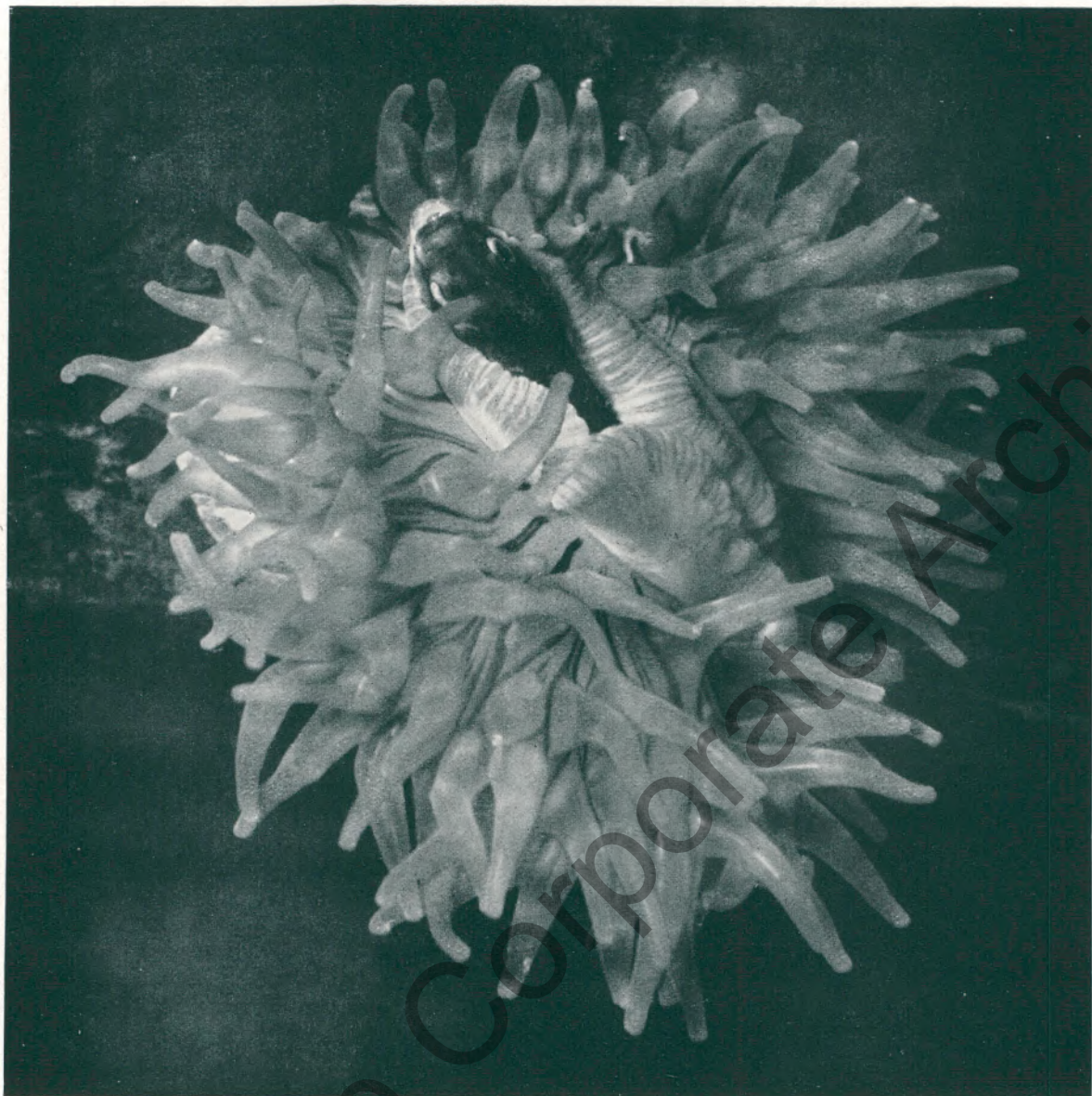
Von Dr. Adolf Heilborn.

Nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen beherrscht die Natur ihr Reich, die Welt. Alles, was sie schuf und schafft, jedes ihrer Kinder ist diesem harten Zwange unterworfen. Jedes muß sich, ihm gehorsam, in unablässigem Kämpfen seinen Platz und seine Geltung täglich aufs neue erringen; jedes muß trachten, sich zu behaupten, sich zu erhalten. In diesem Kampfe ums Dasein, diesem niemals beigelegten Kampfe aller gegen alle, jedes mit jedem, geht es um die Nahrung, um die Wohnung, geht es gegen Feinde jeder Form, geht es gegen Artgenossen und das andere Geschlecht, gilt es, tausend Zufälle der Naturgewalten zu überwinden.

Diese weite, wundervolle Welt, die uns an heiteren Tagen in Feld und Wald, am See, am Meer, auf Bergeshöhen, wohin wir immer blicken mögen, so still und friedlich dünkt — sie ist in Wahrheit eine einzige Walstatt, auf der es nur Sieger

und Besiegte gibt, darauf die Starken ohne Unterlaß die Schwachen vernichten. Es ist eine befremdende Vorstellung, aber sie trifft buchstäblich zu: der Schwache findet beinahe immer sein Grab im Magen des Starken. Die Großen verschlingen die Kleinen — und die Kleinen vernichten auch die Großen.

Die Natur erstrebt in ihrem wohlgeordneten Haushalt Harmonie, das Lebensgleichgewicht: der Kampf ums Dasein wird vor allem vom Gesetz des Ausgleichs beherrscht. Nichts lebt für sich, alles nur im Ganzen der Natur, und das Kleinste ist in diesem Ganzen genau so wichtig wie das Große. Auf Gedeih und Verderb ist hier eines auf das andre eingespield. Vieltausende geheimer und verwickelter Beziehungen aller zu allen und zur umgebenden Natur werfen ihre Webeschiffchen hinüber und herüber als Einschlag in den bunten Teppich des Lebens.



Seerose verschlingt einen Fisch.

Lichtbild: Walter Köhler.

Den vielfältigen Einflüssen des Raumes, darin ihr Leben gleichsam eingefangen ist, nicht zu erliegen, gegen die gefährdrohenden Einwirkungen der Umwelt gewappnet, den mannigfachen Forderungen angepaßt, den wechselnden Lebensbedingungen gegenüber anpassungsfähig zu sein und zu bleiben — das ist die Aufgabe, die die Natur allen ihren Kindern stellt, und zu deren Erfüllung sie ihnen Weg, Wehr und Waffe gibt.

Fruchtbarkeit: Keime, so zahlreich wie Sand am Meere, gleichsam auf gut Glück auszusäen, ist im Kampf ums Dasein der älteste, naturgegebene Weg, sich zu behaupten, der unsicherste Weg vielleicht und dennoch bis heute nicht verlassen und selbst in den höchst entwickelten Lebewesen noch unverkennbar angedeutet. Auch die bloße Masse ist eine Waffe, und der Menge gegenüber gibt es eine Wehrlosigkeit.

Noch unverkennbarer verknüpft gegenseitiger Vorteil jene Gemeinschaften von Pflanzen und Tieren, die in engstem Zusammenleben, eines auf das andre angewiesen wie in Gellerts Fabel vom Lahmen und Blinden, den Kampf ums Dasein führen.

Nachahmung eines andern, wehrhafteren oder irgendwie sonst geschützten Tieres, Nachahmung von Pflanzenteilen oder leblosen Dingen, das, was in seiner höchsten Entwicklung von der Wissenschaft als „Mimikry“ (Nachäffung) bezeichnet wird, muß als weitere Wehr und Waffe im Daseinskampfe gelten. Freilich ist solcher „Schuß gegen Sicht“ oft dem Jäger wie dem Gejagten eigen und von Nutzen.

Namentlich schwer bewegliche Tiere und solche, die längere Zeit am gleichen Platze verweilen müssen, bedienen sich der Schutzfärbung und Schutzgestalt.

Bei manchen Tieren wechselt die schützende Färbung mit der Umgebung. Warnfarben tragen besonders solche Tiere, die, als Beute betrachtet, für den Verfolger irgendwelche unangenehmen Eigenschaften haben: üblen Geschmack oder Geruch, ätzende Säfte, Stachelhaare oder andre Wehr und Waffen. Vielfach scheint Vögeln und sonstigen insektenfressenden Tieren, wie Kammerer betont, die Scheu vor so gekennzeichneten Beute schon angeboren zu sein. Manche Verfolger andrerseits dürften, durch die erste böse Erfahrung da-



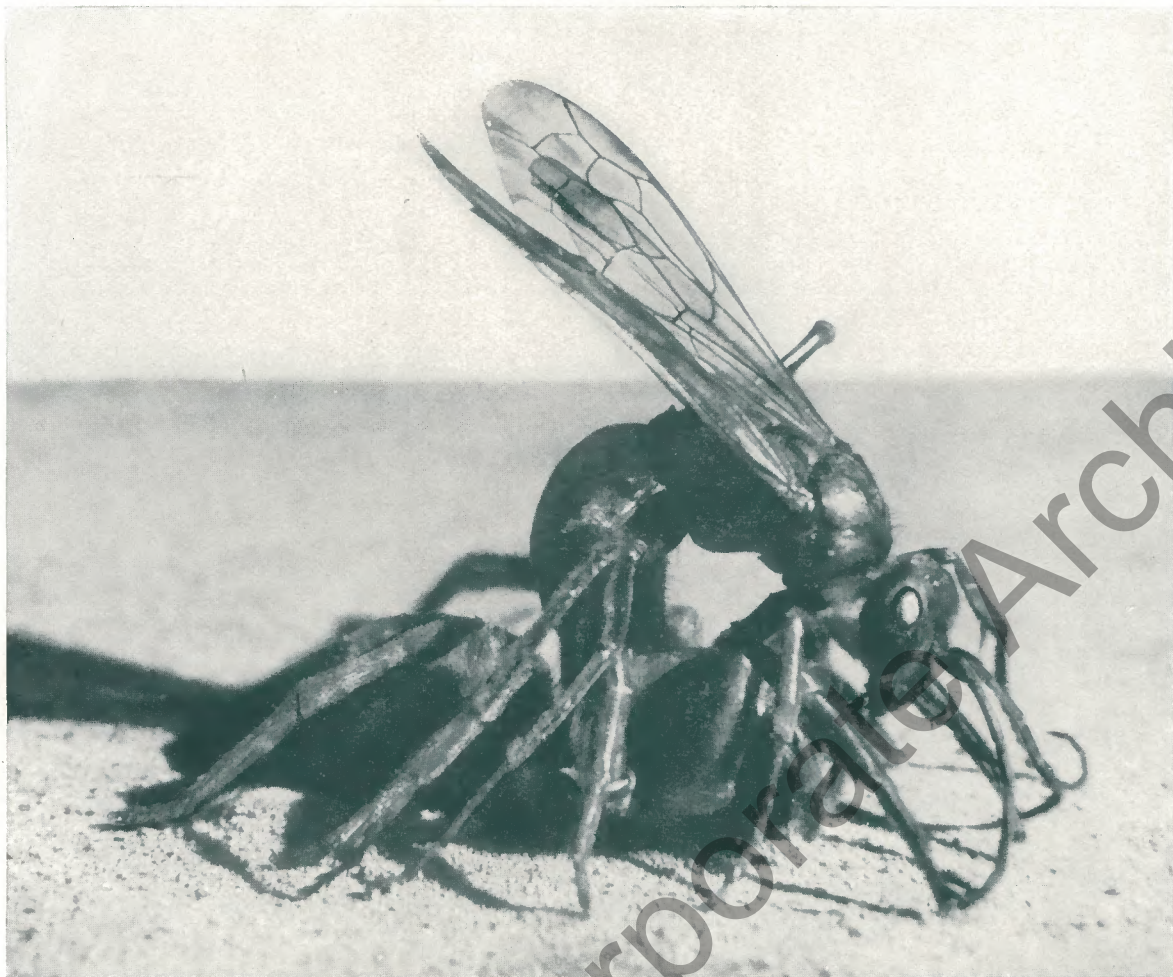
Kämpfende Fischreiher.

Lichtbild: Jasper von Bergen.

mit gewißigt, hinfort Tiere mit Warnfarben und Stachelhaaren meiden. Jedenfalls haben zahlreiche Versuche auf diesem Gebiete gezeigt, daß die Jäger sehr wohl zwischen geschützten und ungeschützten Beutetieren zu unterscheiden wissen. Warnfarben zeigen nun aber auch nicht selten solche Tiere, die jene erwähnten Eigenschaften nicht besitzen: es ist, als strebten sie mit der Nachahmung der durch Warnfarben geschützten Arten gleichen Schuß an.

Diese Nachahmung, die sich nicht nur auf die Färbung beschränkt, sondern von dem geschützten Tiere, von Pflanzen oder leblosen Dingen auch die Gestalt und das Verhalten erborgt, ist es, die von Darwin und Wallace als eigentliche Mimikry bezeichnet wurde. Der List der Schutzfärbung ist die Täuschung durch Maskierung anzugliedern. Vollendet ist beispiels-

weise die Maskierung, die gewisse Dreieckkrabben (wie unsere Meerspinne) anlegen, um bequem Beute machen zu können. Die Meerspinne trägt auf ihrer Rückenfläche zahlreiche, bestimmt angeordnete, wie Angelhaken gestaltete, biegsame Stacheln. An diesen Häkchen befestigt sie auf ihrem Rücken je nach dem Raume, darin sie lebt, Algen, Moostierchen, Schwämme, Lange oder Polypen, die sie mit den sehr beweglichen Scherenfüßen vom Meeresgrunde abzupft, in die Häkchen hängt und mit einem Drüsenstoff festkittet. Wie der „wandelnde Wald von Birnam“ in Shakespeares „Macbeth“ vermag die Krabbe sich so ihrer Beute zu nähern. Versuche zeigten, daß die Meerspinne sehr genau zu unterscheiden weiß, welche Maskierung sie jedesmal wählen muß: ein mit Algen maskiertes Tier, das in ein mit Schwämmen bestandenes



Spinnentöter überfällt eine Wolfspinne.

Lichtbild: D. Scheerpeß.

Aquarium gesetzt wurde, maskierte sich um; in einem mit rotem Papier beklebten Glasbehälter wählte die Krabbe unter den ihr zur Verfügung gestellten roten und weißen Papierstückchen nur die roten zur Bedeckung ihres Rückens.

Täuschende Maske müssen wir auch das schon erwähnte Sichtotstellen und die Schreckstarre mancher Tiere nennen, wobei es hier unentschieden bleibe, ob das in dem einen oder andern Falle instinktiv-berufte Wehr oder ungewollte Lähmung, eine Art von Krampf ist. Am ehesten möchte man an List glauben, wenn das zählebige Opossum, vom Farmer erwischt und mit Knüttelhieben fast erschlagen, sich mit weitgeöffnetem Maule, hängender Zunge und halbgebrochenen Augen völlig totstellt, um sich sofort davonzumachen, sobald die vom Menschen drohende Gefahr vorüber ist. Das ist übrigens eine dem Hinterwäldler so bekannte List, daß er, nach Yankeeart nicht nur mit Worten, sondern auch mit Silben kargend, von einem ränkereichen Menschen sprichwörtlich sagt, er „possumt“.

Eine List ist, vom Standpunkte des Verfolgers gesehen, auch die sogenannte Selbstverstümmelung der Tiere, eine Anpassungserscheinung, bei der der Verfolgte dem Leben zuliebe freiwillig einen Körperteil, ein Glied opfert. Solche Selbstverstümmelung ist im Tierreich ziemlich weit verbreitet. Seesterne geben auf mannigfache Angriffe hin, wie selbst das Rollen in der Brandung, einen oder mehrere Arme preis.

Ein Tintenfisch vermag den gefährdeten Arm abzuschneiden; die Eidechse wirft den ergriffenen Schwanz unter schlängelndem Drehen ab. Die merkwürdigste Selbstamputation findet sich bei Krabben: hier ist nämlich an den Beinen die Bruchstelle schon deutlich vorgebildet, und ein besonderer Muskel bewirkt gegebenenfalls den gewünschten Bruch. Vielleicht darf man als eine Art von Selbstverstümmelung auch das Blutsprißen bezeichnen, das von einer algerischen Heuschrecke besonders meisterhaft geübt wird. Das Tier zieht in Verteidigungsstellung die Muskeln des Hinterleibes krampfhaft zusammen, die Oberhaut reißt an bestimmter Stelle ein, und ein Strahl des scharf riechenden Bluts trifft — nach Bosselers Angabe bis auf die Entfernung eines halben Meters — die angreifende Eidechse. Allen diesen Selbstverstümmelern hat die Natur die Gabe verliehen, den Verlust über kurz oder lang wieder ersetzen zu können. Ja, der Seestern vermag aus dem einen Arme sogar ein ganzes Tier neuzubilden.

Wehr, Waffe und Werkzeug sind häufig im Daseinskampfe dasselbe. Gebiß und Krallen der Raubtiere dienen sowohl dem Bezwingen der Beute, dem Erwerb der Nahrung wie dem Kampfe mit dem ebenbürtigen Gegner. Der Igel hat in seinem aufsträubbaren Lanzenkleid nicht nur einen Panzer gegen seine Feinde, sondern trägt auf den Stacheln auch Obst als leckerhafte Nahrung und Blätter zur Polsterung in sein Nest. Das stolze Geweih des Hirsches ist



Junger Habicht mit geschlagener Wildente.

Lichtbild: J. E. Allen.

ihm Wehr gegen Luchs, Kuguar, Wolf und Bär und Waffe im Streit mit dem Nebenbuhler; es wird ihm im strengen Winter gelegentlich auch zum Werkzeug, das den Schnee aufpflügt und die Nahrung freischaufelt. Zum Ablösen der Muscheln von den Felsenbänken, als Haken zum Ersteigen steiler Uferränder, als Waffe im Kampf mit seinesgleichen und dem Menschen bedient sich das Walroß seiner Hauer. Dem Elefanten wird die handgeschickte Nase, die „Kopshand“, der von mehr als vierzigtausend Muskelbündeln gebildete Rüssel, der Bäume entwurzeln und zugleich kleine Blätter vom Boden vorsichtig aufheben kann, zum Kampfwerkzeug, das den Tiger packt und zu Boden schleudert. Mit dem Kugellasso seiner Zunge fängt das Chamäleon die Beute, mit seinem Zungenpfeil erlegt sie der Specht; der Ameisenbär hängt seine Zunge

als Leimrute in den Termitenbau, die Giraffe schlingt die ihre wie ein Seil um die Zweige der Baumkrone, die sie abweiden will — und allen viere ist sie zugleich ein wichtiges Verdauungswerkzeug.

Ein ganzes Buch könnte man mit der bloßen Schilderung der mannigfachen Waffen- und Werkzeuge füllen, die die Lebewesen zum Erwerb ihrer Nahrung, zu Schutz und Trutz führen. Kein Mechaniker könnte so den betreffenden Erfordernissen angepasste Geräte ersinnen und herstellen, wie die Natur sie ihren Geschöpfen, einem „jeglichen nach seiner Art“, mitgab, immer wieder den allgemeinen Typus des Werkzeugs — der Krallen, des Horns, des Zahns, des Schnabels, des Stachels usw. — gemäß der besonderen Aufgabe und der Tierart abändernd.

Selbst chemische Mittel führt die Natur als Wehr und Waffe, als Schuß und Truß ins Treffen: sie hat den Giftmord und den Gasangriff der modernen Menschenkriege längst vorweggenommen. Giftwaffen finden sich fast in allen Tierstämmen, von den Nesseltöpfen der Hohltiere, den Giftzangen der Seeigel, den Gifthaaren und Giftstacheln mancher Insekten an bis zu den Giftdrüsenwarzen und den Giftzahntrüben der Schlangen. Bei einer Tausendfüßerart hat man Blausäure, bei den Fühlerkäfern Salpetersäure als Drüsenabsonderung gefunden; das Einweißgift gewisser südwestafrikanischer Käferlarven und Käfer, das die Buschmänner an ihre Pfeile streichen, tötet selbst den Menschen im Augenblick. Miesmuscheln sondern zur Fortpflanzungszeit ein eigenartiges Gift ab, und ebenso giftig ist der Rogen unserer Flußbarbe, der an Korallenriffen lebenden Kugelfische und der Seeigel des Mittelmeeres. Übelriechende und äßende Stoffe sind Wehr zahlreicher Lebewesen. Das Marienkäferchen, der Mairwurm, die Larve des roten Pappelblattkäfers, die Raupe des Schwalbenschwanzes, des Weidenbohrers u. a. m. lassen dann an bestimmten Körperstellen einen Tropfen ihres Blutes oder besonderer Drüsen hervorquellen, der den Gegner abwehrt. Der Bombardierkäfer vermag sogar sein Drüsensekret mit hörbarem Knall dem Feinde entgegenzuschleudern. Der Tropfen explodiert als Giftgas (salpetrige Säure) an der Luft. Der Lintenfisch, der über Giftdrüsen zum Angriff verfügt, wendet seinen stärkeren Verfolgern gegenüber die Methode des Vernebelns an: er entleert den Inhalt seines Lintensbeutels ins Wasser und entkommt so unbemerkt.

Fast jeder Wehr aber ist wiederum eine Waffe erwachsen. Dem Igel schadet das Gift der Kreuzotter nicht im geringsten, und auch das Schwein ist gegen Schlangengift scheinbar gefeit. Während fast alle größeren Tiere die giftige, lockende Tollkirsche meiden, nährt sich ein kleiner Blattkäfer ausschließlich von ihr, verspeisen auch Drosseln und Amseln die Frucht mit Behagen. Der indische Mungo ist zwar nicht giftfest, aber sein beim Kampfe gesträubtes, starres, langes Haarkleid schützt ihn gegen die Bisse der Kobra. Den Schildkröten nützt der starke Knochenpanzer nichts gegen den harten Schnabel des Kuttengeiers. Manche Schnecken haben Bohrdrüsen, deren Absonderung die dicken Kalkschalen der Muscheln allmählich zu zerstören vermag. Wie Flucht die Wehr vieler Tiere ist, so ist Schnelligkeit häufig auch eine Waffe ihrer Verfolger. Kein noch so gut gerüstetes und gewaffnetes Tier ist völlig gegen andere geschützt. Der ärgste Feind des Elefanten, sagt Tennent einmal, ist die Fliege; den stolzen Hirsch plagen Bremsen bis zur Verzweiflung. Die Großen verschlingen die Kleinen, und die Kleinen vernichten ebenso auch die Großen.

Aber nicht nur im Tiere hat das Tier erbitterte Feinde: feindselig stellen sich ihm auch sein ganzer Lebensraum und die unbelebte Natur entgegen. In allen seinen Lebensbedürfnissen und Lebensäußerungen steht es im Banne eines großen Ganzen. Sein Platz ist ihm ein für allemal genau bezeichnet; nicht um Handbreite darf und kann es aus der vorgeschriebenen Bahn weichen. Dem ist die trockenheiße Wüste, dem die dunkle, eisige Tiefe des Weltmeeres zugewiesen. Nur wenige können zugleich im Wasser und auf dem Lande leben; nur wenige sind gegen Kälte und Hitze gleich gut gerüstet, und für alle gibt es ein Lebensbestes und Lebenshöchstmäß. Um das kurz zu erwähnen: für das Gedeihen tierischen Lebens bieten tropische Meere von bestimmtem Salzgehalt und bestimmter Temperatur (20 bis 30 Grad) die günstigsten Vorbedingungen.

Alles Leben ist ja einmal im Meere geboren und aus dem Meere emporgestiegen. Alle heutigen Lebewesen verweisen auf das Meer als Mutter; selbst der Mensch verrät das noch durch den Kochsalzgehalt seines Blutes und gewisse Bildungen seiner Entwicklung vor der Geburt ans Licht.

Nur Schillers sentimentale Naturbetrachtung konnte dem Bergesalten in seinem der „Gazelle“ nachstellenden „Alpenjäger“ die Worte in den Mund legen: „Raum für alle hat die Erde.“ In Wahrheit ist die Wohnungsfrage, die Wohnungsnot im Kampf ums Dasein für alle Lebewesen eines der schwierigsten Probleme. Jede Handbreite Erde ist ausgenützt, jeder Raum, Luft und Wasser, die luftigste Höhe, das Innere des Bodens, das tiefste Meer von Leben erfüllt, jedem Lebewesen seinen Platz, seine Wohnung angewiesen.

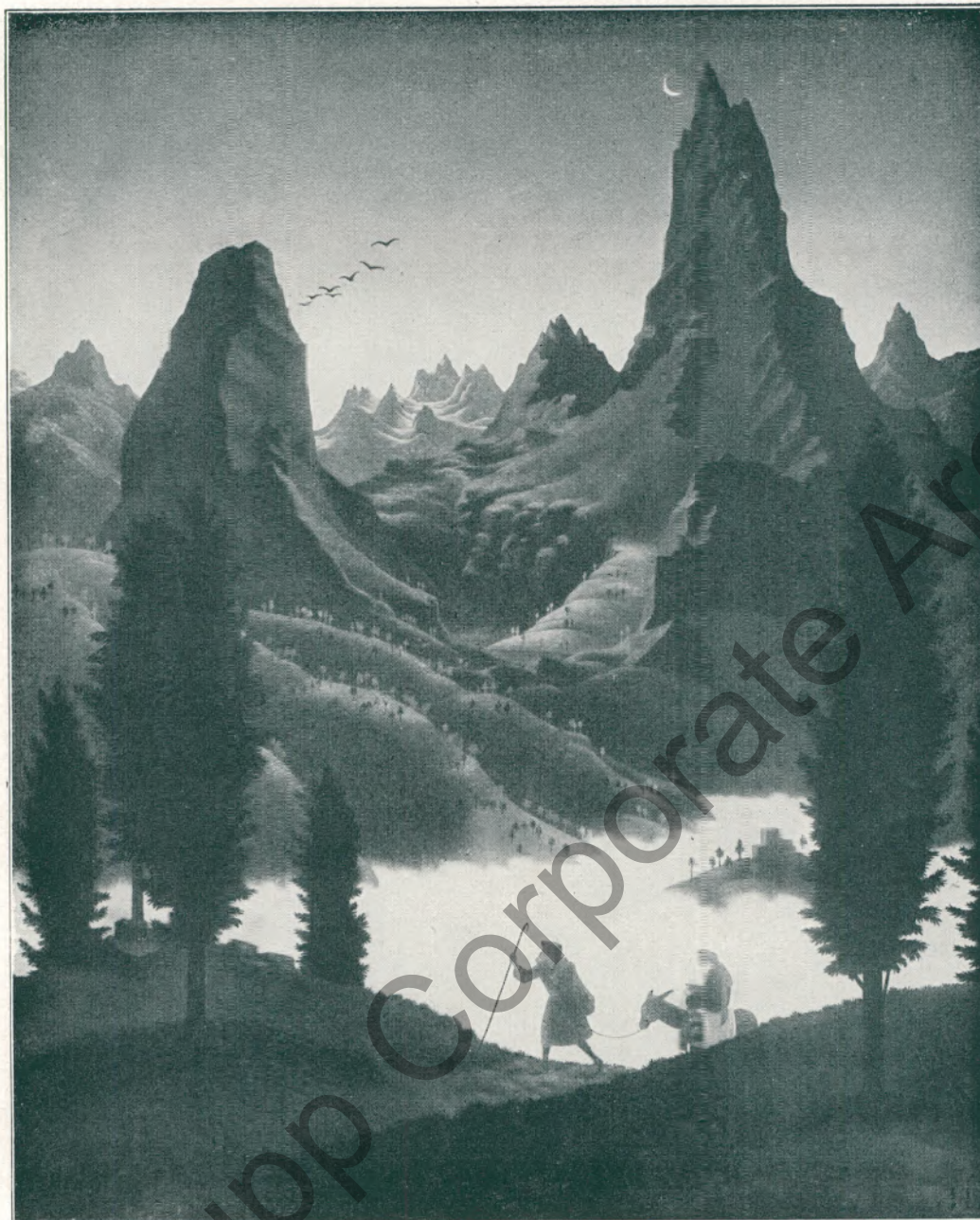
Über all die hier geschilderten, an die Anpassungsfähigkeit der Lebewesen schon fast unüberwindliche Forderungen stellenden Verhältnisse und Beziehungen hinaus beherrscht aber das, was wir die unbelebte Natur nennen, jedes Leben und zwingt es, sich ewigem Wechsel und jähem Zufällen zu fügen. Wärme kann töten und Kälte morden. Sturmfluten und Überschwemmungen vernichten zahlloses Leben; Erdbeben und Vulkanausbrüche lassen oft ganze Wohngebiete von Pflanze und Tier verschwinden. Gegen diese elementaren Gewalten ist kein Lebewesen gefeit. Nur wenn sie in milderer Form und in regelmäßigem Wechsel erscheinen, wenn sie als Winter- und Sommer-, Trocken- und Regenzeit auftreten, in der Zeitenbewegung ihre Grenze haben, ist eine Anpassung möglich oder eine Flucht vor ihnen. Winterpelz und Sommerkleid, Winterschlaf und Trockenstarre sind solche Anpassungen, der „fliegende Sommer“ der Krabbspinne, der Vogelzug und die Wanderung der tropischen Huftiere sind solche Abwehr.

Ganze Geschlechter von Lebewesen, die die Erde einmal trug, Tier- und Pflanzenarten sind im Daseinskampfe zugrundegegangen. Das Tagebuch der Erde — die geschichteten Steinformationen, die den Erdkern als einen Mantel umhüllen — hat uns in den Lettern der Versteinerungen die Kunde davon, die Geschichte eines gewaltigen Werdens und Vergehens bewahrt. Von kleinstem zu immer Größerem und Größtem stieg jenes uns heut so fremd anmutende Leben in grauesten Urzeittagen aus dem Meere auf. Mit dem Ausgang des Erdmittellalters ist es verschwunden, wie von der Oberfläche hinweggewischt, und mausgroße Beuteltiere, Säugetiere, erscheinen an Stelle der sieben Meter klasternenden Flugdrachen und dreißig Meter langen Rieseneidechsen. Sind sie an ihren ungeheuren Ausmaßen zugrunde gegangen, diesen bis zu vierzigtausend Kilo schweren Massen, die ein Übermaß an Nahrung forderten? Haben sie sich gegenseitig vernichtet, indem die Raubtiere unter ihnen die Pflanzenfresser töteten? Wir wissen es nicht.

Er wird niemals aufhören in der Natur, dieser Kampf ums Dasein; denn er folgt dem höchsten Gesetz, dem Gesetz des Ausgleichs. Seine Notwendigkeit und seine Harmonie erfassen, heißt mit Goethes „Faust“ erkennen:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt.“

Bilder und Text des vorstehenden Aufsatzes sind mit freundlicher Genehmigung des Brehm-Verlages, Berlin, dem unter dem Titel „Der Kampf ums Dasein“ erschienenen 3. Bande des Sammelwerkes „Das Tier im Bild“ (32 Textseiten, 112 ganzseitige Bildtafeln, Preis in Ganzleinen RM. 15.—) entnommen.



Bavaria-Verlag, München.

Bild von Franz Seblarek.

Die Flucht nach Ägypten.

Aus den „Christuslegenden“ von Selma Lagerlöf.

Fern in einer der Wüsten des Morgenlandes wuchs vor vielen, vielen Jahren eine Palme, die ungeheuer alt und ungeheuer hoch war. Alle, die durch die Wüste zogen, mußten stehen bleiben und sie betrachten, denn sie war viel größer als andere Palmen, und man pflegte vor ihr zu sagen, daß sie sicherlich höher werden würde als Obeliske und Pyramiden.

Wie nun diese große Palme in ihrer Einsamkeit da stand und hinaus über die Wüste schaute, sah sie eines Tages etwas, was sie dazu brachte, ihre gewaltige Ästerkrone vor Staunen auf dem schmalen Stamme hin und her zu wiegen. Dort am Wüstenrande kamen zwei einsame Menschen herangewandert. Sie waren noch in der Entfernung, in der Kamele so klein wie Ameisen erscheinen, aber es waren sicherlich zwei Menschen. Zwei, die Fremdlinge in der Wüste waren, denn die Palme kannte das Wüstenvolk, ein Mann und ein Weib, die weder Begleiter noch Lasttiere hatten, weder Zelte noch Wassersäcke.

„Wahrlich“, sagte die Palme zu sich selbst, „diese beiden sind hergekommen, um zu sterben.“

Und sie versuchte, an etwas anderes zu denken. Dieser Menschen Schicksal stimmte sie wehmütig.

Aber im ganzen Umkreis der Wüste, die unter der Palme ausgebreitet lag, fand sie nichts, was sie nicht schon seit Tausenden von Jahren gekannt und betrachtet hätte. Nichts konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln. Sie mußte wieder an die beiden Wanderer denken.

„Bei der Dürre und dem Sturme!“ sagte sie, des Lebens gefährlichste Feinde anrufend, „was ist es, was dieses Weib auf dem Arme trägt? Ich glaube gar, diese Loren führen auch ein kleines Kind – it sich.“

Die Palme, die weitsichtig war, wie es die Alten zu sein pflegen, sah wirklich richtig. Die Frau trug auf dem Arme ein Kind, das den Kopf an ihre Schulter gelehnt hatte und schlief.

„Das Kind ist nicht einmal hinlänglich bekleidet“, fuhr die Palme fort. „Ich sehe, daß die Mutter ihren Rock aufgehoben und es damit eingehüllt hat. Sie hat es in großer Hast aus seinem Bette gerissen und ist mit ihm fortgestürzt. Jetzt verstehe ich alles: diese Menschen sind Flüchtlinge —“

„Aber dennoch sind sie Toren“, fuhr die Palme fort. „Wenn nicht ein Engel sie beschützt, hätten sie lieber die Feinde ihr Schlimmstes tun lassen sollen, statt sich hinaus in die Wüste zu begeben.“

„Ich kann mir denken, wie alles zugegangen ist. Der Mann stand bei der Arbeit, das Kind schlief in der Wiege, die Frau war ausgegangen, um Wasser zu holen. Als sie zwei Schritte vor die Tür gemacht hatte, sah sie die Feinde angestürzt kommen. Sie ist zurückgestürzt, sie hat das Kind an sich gerissen, dem Manne zugerufen, er solle ihr folgen, und ist aufgebrochen. Dann sind sie tagelang auf der Flucht gewesen, sie haben gewiß keinen Augenblick geruht. Ja, so ist alles zugegangen, aber ich sage dennoch: wenn nicht ein Engel sie beschützt — — —“

„Sie sind so erschrocken, daß sie weder Müdigkeit noch andere Leiden fühlen können, aber ich sehe, wie der Durst aus ihren Augen leuchtet. Ich kenne doch wohl das Gesicht eines dürstenden Menschen.“

„Wenn ich ihnen raten könnte, ich würde sie bitten, umzukehren. Ihre Feinde können niemals so grausam gegen sie sein wie die Wüste. Vielleicht glauben sie, daß es leicht sei, in der Wüste zu leben. Aber ich weiß, daß es selbst mir zuweilen schwergefallen ist, am Leben zu bleiben. Ich weiß noch, wie einmal in meiner Jugend ein Sturmwind einen ganzen Berg von Sand über mich schüttete. Ich war nahe daran, zu ersticken. Wenn ich hätte sterben können, wäre dies meine letzte Stunde gewesen.“

Die Palme fuhr fort, laut zu denken, wie alte Einsiedler zu tun pflegen.

„Ich höre ein wunderbar melodisches Rauschen durch meine Krone eilen“, sagte sie. „Die Spitzen aller meiner Blätter müssen in Schwingungen beben. Ich weiß nicht, was mich beim Anblick dieser armen Fremdlinge durchfährt. Aber dieses betrübt Weib ist so schön. Sie bringt mir das Wunderbarste, das ich erlebt, wieder in Erinnerung.“

Und während die Blätter fortfuhren, sich in einer rauschenden Melodie zu regen, dachte die Palme daran, wie einmal, vor sehr langer Zeit, zwei strahlende Menschen Gäste der Dase gewesen waren. Es war die Königin von Saba, die hierhergekommen war, mit ihr der weiße Salomo. Die schöne Königin wollte wieder heimkehren in ihr Land, der König hatte sie ein Stück Weges geleitet, und nun wollten sie sich trennen. — „Zur Erinnerung an diese Stunde“, sagte da die Königin, „pflanze ich einen Dattelfern in die Erde, und ich will, daß daraus eine Palme werde, die wachsen und leben soll, bis im Lande Juda ein König ersteht, der größer ist als Salomo.“ Und als sie dieses gesagt hatte, senkte sie den Kern in die Erde, und ihre Tränen netzten ihn.

„Woher mag es kommen, daß ich just heute daran denke?“ fragte sich die Palme, „ich höre meine Blätter immer stärker rauschen und es klingt wehmütig wie ein Totengesang. Es ist, als wiesagen sie, daß jemand bald aus dem Leben scheiden müsse. Es ist gut, zu wissen, daß es nicht mir gilt, da ich nicht sterben kann.“

Die Palme nahm an, daß das Todesrauschen in ihren Blättern den beiden einsamen Wanderern gelten müsse. Sicherlich glaubten auch diese selbst, daß ihre letzte Stunde nahe. Man sah es an dem Ausdruck ihrer Züge, als sie an einem der Kamelflecke vorüberwanderten, die den Weg umgrenzen. Man sah es an den Blicken, die sie ein paar vorbeischnellenden Geiern nachsandten. Es konnte ja nicht anders sein. Sie waren verloren.

Sie hatten die Palme und die Dase erblickt und eilten nun

darauf zu, um Wasser zu finden. Aber als sie endlich herankamen, sanken sie in Verzweiflung zusammen, denn die Quelle war ausgetrocknet. Das ermattete Weib legte das Kind nieder und setzte sich weinend an den Rand der Quelle. Der Mann warf sich neben ihr hin, er lag und hämmerte mit beiden Fäusten auf die trockene Erde.

Er zerriß seine Kleider in Verzweiflung und drückte sein Gesicht auf den Boden. Er war hoffnungslos, wie ein Mann mit einer Todeswunde im Herzen.

Die Frau saß aufrecht, die Hände über den Knien gefaltet. Doch die Blicke, die sie über die Wüste warf, sprachen von einer Trostlosigkeit ohne Grenzen.

Die Palme hörte, wie das wehmütige Rauschen in ihren Blättern immer stärker wurde. Die Frau mußte es auch gehört haben, denn sie hob die Augen zur Baumkrone auf. Und zugleich erhob sie unwillkürlich ihre Arme und Hände.

„Oh, Datteln, Datteln!“ rief sie.

Es lag so große Sehnsucht in der Stimme, daß die alte Palme wünschte, sie wäre nicht höher als der Ginsterbusch, und ihre Datteln so leicht erreichbar wie die Hagebutten des Dornenstrauchs. Sie wußte wohl, daß ihre Krone voll von Dattelsbüschen hing, aber wie sollten wohl Menschen zu so schwindelnder Höhe hinaufsteigen?

Der Mann hatte schon gesehen, wie unerreichbar hoch die Datteln hingen. Er hob nicht einmal den Kopf. Er bat nur die Frau, sich nicht nach dem Unmöglichen zu sehnen.

Aber das Kind, das für sich selbst umhergetrippelt war und mit Hälmschen und Gräsern gespielt hatte, hatte den Ausruf der Mutter gehört.

Der Kleine konnte sich wohl nicht denken, daß seine Mutter nicht alles bekommen könnte, was sie sich wünschte. So wie man von Datteln sprach, begann er den Baum anzugucken. Er sann und grübelte, wie er die Datteln herunterbekommen sollte. Seine Stirn legte sich beinahe in Falten unter dem hellen Gelock. Endlich huschte ein Lächeln über sein Antlitz. Er hatte das Mittel herausgefunden. Er ging auf die Palme zu und streichelte sie mit seiner kleinen Hand und sagte mit einer süßen Kinderstimme:

„Palme, beuge dich! Palme, beuge dich!“

Aber was war das nur? Was war das? Die Palmenblätter rauschten, als wäre ein Orkan durch sie gefahren, und den langen Palmenstamm hinauf lief Schauer um Schauer. Und die Palme fühlte, daß der Kleine Macht über sie hatte. Sie konnte ihm nicht widerstehen.

Und sie beugte sich mit ihrem hohen Stamme vor dem Kinde, wie Menschen sich vor Fürsten beugen. In einem gewaltigen Bogen senkte sie sich zur Erde und kam endlich so tief hinunter, daß die große Krone mit den bebenden Blättern über den Wüstenand segte.

Das Kind schien weder erschrocken noch erstaunt zu sein, sondern mit einem Freudenrufe kam es und pflückte Traube um Traube aus der Krone der alten Palme.

Als das Kind genug genommen hatte und der Baum noch immer auf der Erde lag, ging es wieder heran und liebkoste ihn und sagte mit der holdesten Stimme:

„Palme, erhebe dich! Palme, erhebe dich!“

Und der große Baum erhob sich still und ehrfürchtig auf seinem biegsamen Stamme, indes die Blätter gleich Harfen spielten.

„Jetzt weiß ich, für wen sie die Todesmelodie spielen“, sagte die alte Palme zu sich selbst, als sie wieder aufrecht stand.

„Nicht für einen von diesen Menschen.“

Als die nächste Karawane durch die Wüste zog, sahen die Reisenden, daß die Blätterkrone der großen Palme verwelkt war.

„Wie kann das zugehen?“ sagte ein Wanderer. „Diese Palme sollte ja nicht sterben, bevor sie einen König gesehen hätte, der größer wäre als Salomo.“

„Vielleicht hat sie ihn gesehen“, antwortete ein anderer von den Wüstenfahrern.



Madonna im Gebirge.
Radierung von Prof. Alois Kölb, München.



Die Geburt.

Kopirung von Prof. Oscar Graf, München.

Die deutsche Weihnachtsseele.

Von E. Reichmann.

Wenn der Germane — sagt Gustav Freytag in der „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ — der Lehre lauschte, welche sich Evangelium nannte, so wurde ihm der Geist durch Bewunderung und Mißtrauen zwiefach erregt. Die Lehre des Christentums ertönte in auffallender Weise seinem heimischen Glauben: das Mysterium, wie der Sohn Gottes Mensch wurde unter den Geschlechtern der Erde, war ihm nicht unerhört; auch seine Götter waren unter Menschen gewandelt und hatten in wunderbarer Weise Söhne gezeugt; tiefer als bei Griechen und Römern war in dem Germanen das Leid über die Endlichkeit dieses Lebens und gewaltiger die Sehnsucht nach einer glücklichen Fortdauer; auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Bösen ... Ja, noch mehr, auch der Glaube der Germanen kannte einen lichten Gott, der gestorben war durch die Nachstellungen finsterner Mächte ...

auch in heimischen Sagen ... war das Ende der Götter und die Wiedergeburt des Lebens gekündigt worden ...

War in der allerersten Zeit Christus, der neue Sohn Abrahams, dem Germanensinn ein jugendlicher, leuchtender Held, seine Herrschaft ein großes Königreich, sein Sitz die Himmelsburg, und war im späteren Mittelalter der gekreuzigte Christus die Lieblingsvorstellung der Gläubigen und das vielfältig dargestellte Hauptthema der kirchlichen Kunst, so hatte in der ersten Hälfte des Mittelalters das Kind die Herzen der deutschen Christen ganz und gar in Besitz genommen. Und daß dieses fremdländische „Kindelein, so zart und fein“ mitten im Winter aus seiner warmen Heimat zu ihm kommt mit seiner Verheißung von ewiger Glückseligkeit, das war eine besonders „gute Mär“. Das holdselige Kind „leuchtete als die Sonne matris in gremio“ — drum „singt und seid froh in



Die Heiligen Drei Könige.

Mittelstück eines Klappaltars aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.
(Städtisches Kunstmuseum Düsseldorf.)

dulci júbilo!“ Wie stark atmet doch in den mittelalterlichen Weihnachtsspielen die deutsche Seele in ihrer ganzen Einfachheit! Man singt dem Kind deutsche Wiegenlieder, man vergleicht es mit einer Rose, die ganz im Widerspruch zur Natur „mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“ erblüht ist. Ach, auch zu den Ärmsten ist die frohe Botschaft gedrungen, ist das Kind gekommen und hat ihnen die weihnachtliche Nacht zu einer „fröhlichen, seligen“ Zeit gemacht.

Und so einfältigen Herzens nahmen sie die Lehre vom Christuskind in sich auf, so innig und innerlich erlebten sie die Geschichte von seiner Geburt, daß sie sie hineindachten in ihre eigene Landschaft, in ihr Dorf, in ihr Haus. Sie selbst waren die armen Hirten von Bethlehem, sie selbst kamen zum Stall und zur Krippe, um die Geschichte zu sehen. Ein deutscher Stall steht im Tale, dahinter ein bewaldeter Berg aufragt, auf dessen Höhe ein deutsches Bauerngehöft liegt. Der Hirte, der auf der Bergweide die Schafe hütete, eilt hinab zum Stall. Nichts, gar nichts erinnert daran, daß dies alles sich

im fernen Morgenlande abspielt — alles ist deutsch, die Landschaft, der Stall, die Menschengesichter, die Gewandung —, deutsches Wesen und Gefühl geht und weht durch das Bild, deutsche Heimat ist dem Kind und seinen Eltern geworden, es ist wahrhaftig zu uns gekommen. (Vgl. nebenstehendes Bild.) So auch stellt sich dem mittelalterlich Gläubigen die Huldigung der Heiligen Drei Könige dar: die Szene ist vor eine deutsche Landschaft gestellt, wo auf zerklüfteten Felsen, die hinter dem gotischen Stall aufragen, ein deutsches Burghaus sich erhebt. (Vgl. obenstehendes Bild.) Zahllos sind solche Darstellungen der Weihnachtsgeschichte aus dem Mittelalter auf uns gekommen, die Kunde geben, wie sie so ganz und gar von der deutschen Seele Besitz ergriffen und sie erfüllte.

Auch wir Menschen einer arden Zeit feiern alljährlich das Weihnachtsfest. Wir, deren Herzen hart geworden sind, wir, die wir selbst uns so viel „Wunder“ schufen, daß wir keine mehr vom Himmel erwarten, wir, die wir aller Mystik so ganz bar sind. Wir können heute nicht mehr mit dieser naiven



Anbetung des Kindes.

Bemaltes Lindenholzrelief (Mittelrheinischer Meister um 1510).

(Städtisches Kunstmuseum Düsseldorf.)

Liebe und Hingebung die Botschaft von Bethlehem hören und stehen doch immer noch unter ihrem Einfluß. Noch immer freuen wir uns der Weihnachtszeit, noch immer begehen wir das Fest als das der Liebe und des Friedens. Noch immer sprechen wir vom Christkind und singen ihm die alten Lieder. Und das in einer Zeit, in der Not und Entbehrung die Mehrzahl unserer Volksgenossen verbittern, in der die Technik uns ernüchtert hat, in der das Innenleben weiter Volkskreise erschreckend verflacht ist! Aus uns heraus würden wir das Fest, wäre es nicht aus alter Zeit auf uns gekommen als köstliches Erbteil, nicht neu schaffen können, „denn“, so sagt Friedrich Naumann einmal, „weder der Natursinn, der die Winter Sonnenwende grüßt, noch der Heilsdurst, der nach der heiligen Mystik von der Menschwerdung Gottes verlangt, ist ihnen — den modernen Menschen — stark genug, um ein Gebilde wie das Christfest schaffen zu können. Gott sei Dank, daß alte Formen da sind, in denen der Seelenatem unserer

Voreltern lebt! Man streiche uns Weihnachten, Ostern, Pfingsten — wer hat auch nur entfernt etwas zu bieten, was diese Tage ersetzt? Gerade, weil wir religiös nicht schaffenskräftig sind, keine Zeit von Offenbarungen und Propheten, Psalmisten und Märtyrern haben, klammern wir uns an das, was wir als Erbe besitzen, um nicht ganz arm und leer durchs Leben zu gehen. Unsere Väter hatten etwas, was sie tröstete!“ Ist aber nicht doch ein Trost in der Botschaft von Bethlehem auch für die dürstende Seele des Deutschen von heute? Die deutsche Seele dürstet nach Innerlichkeit; ihr ist längst das Glache, das Inhaltlose, das „Sachliche“ zuwider. Nur ganz Verbildete können sich auf die Dauer mit Jazz, Bogen, Fußball und Motor begnügen. Unser Verstand ist längst durch die Entwicklung der Technik über alle Maßen gesättigt; wir wissen alles, wir wollen aber so gern auch einmal wieder etwas in unserm Innern fühlen, empfinden, was uns nicht Technik, nicht Sport, nicht der rasende Verkehr, auf den wir



Maria Verkündigung.

Lindenholz-Relief (Schwäbischer Meister um 1510).
(Städtisches Kunstmuseum Düsseldorf.)

so stolz sind, geben können. Wir möchten so gern wieder einmal schlicht und natürlich fühlen, möchten uns einmal wieder freuen wie die Kinder; wir sehnen uns so nach der Heimeligkeit unserer Jugend, nach dem Kinderglück, das in der Weihnachtszeit seine höchste Steigerung fand! Daher zieht wie durch die Seele unserer Altvorderen auch durch die unsere die alte Geschichte mit Klingen und Sengen. Auch uns ist die Weihnachtszeit die liebliche Duvertüre zu dem gewaltigen Drama, das sich alljährlich in packender Steigerung vor uns abspielt, und das wir mitdurchleben: das Drama des Gottes- und Menschensohnes, das in der Karfreitagstragödie seine erschütternde, im Ostergeschehen seine triumphale Höhe erreicht und mit Pfingsten seinen leuchtenden Ausklang findet. Jetzt zu Weihnachten hören wir zwar nur die Duvertüre mit ihrem süßen Melodienschlag, ihren jubelnden Chören, ihren herzinnigen Kinderliedern — das aber ist in seiner Lieblichkeit auch uns heute noch der Inbegriff, die Zusammenfassung, die Erfüllung all unserer Sehnsucht nach Wärme, Liebe und Frieden unter uns Menschen.

Wie stark der Wunsch nach stillen beschaulichen Stunden des Weihnachtsfriedens ist, erfährt deutlich, wer einmal als Fremder ohne Familie und Freunde in dem sonst so rastlosen Berlin, wo nur das „Tempo“ herrscht, den Heiligabend verbringen muß. Alle, aber auch alle Gaststätten sind ge-

schlossen, so daß man nicht einmal etwas zu essen erhalten kann, außer auf den Bahnhöfen. Und nicht etwa, daß die Angestellten der Gasthäuser zu diesen Ruhestunden gegen ihren Willen gezwungen würden, nein, ganz im Gegenteil: sie verlangen diese Stunden, um sie für sich mit den Ihrigen verleben zu können, sie freuen sich lange schon auf den Weihnachtsabend — so sehr sehnt sich in unserer verhasstesten Zeit die Seele nach stillem Frieden.

Niemand kann und soll wider seinen Willen zum Glauben gezwungen werden. Die Botschaft von Bethlehem auch heute noch als Heilslehre und Glaubensgrundsatz zu verkünden, ist Sache der Kirche und ihrer Diener. Sache jedes Deutschen aber ist, das Weihnachtsfest in deutscher Schlichtheit und Innigkeit zu erhalten, als Fest im engsten Kreise der Familie zu pflegen, als Fest der Liebe und des Friedens. Ein paar Tage des Friedens im Hause, mag es noch so klein und eng sein, ein paar Stunden versonnenen Glücks, und mag es nur aus hoffnungsfrohen Kinder Augen leuchten, ein paar Stunden liebevollen Zusammengehörigkeitsgefühls — und die Botschaft von Bethlehem hat ihre Wirkung getan, hat sich denen als wahr erwiesen, „die guten Willens sind“. Wer diese Weihnachtseligkeit nicht besitzt, der ist wahrhaft zu bedauern, denn er hat eins der schönsten Erbstücke seiner Kindheit veran: er hat die Weihnachtsseele verloren.



Holzschnitt von W. Döhler.

Heiliger Abend.

Wie ein silberner Hauch weht das Sternlicht in die dunkle Altenstube. Der Kachelofen brummt an seinem warmen Lied herum. Bratäpfel rumpfen in der Nische. Und das gibt nun einen Duft, wie aus Daheimsein und Geborgenheit zusammengezaubert.

Am Fenster steht der Burkert-Florian und ist nur ein krummer, müder Schatten. Und immer wieder wischt er mit dem Rockärmel die Fensterscheibe blank, damit er ins Dorf hinunter schauen kann.

Glitzernd, vom Schnee zugewimmelt, liegen drunten die Gassen. Feierlich strömt das gelbe Bauernstubenlicht in die Nacht. Und die alten Häuser greifen dazu mit ihren Giebelspitzen in die blaue, sternbestickte Unendlichkeit.

So wird es also gleich soweit sein. Nur noch ein paar Herzschnitte lang. Und dann werden die Bauern nach der Laterne fahnen und voraus zur Christnetze stapfen. Hinterher die Bäuerin und das Kleinzeug. Und wieder ein paar Herzschnitte später, und dann werden sie allzusammen in der Kirche wie unter einem Himmelsbogen stehen und ihre frommen Gesangbuchverse singen.

Die Alten aber, die Weißhaarigen, die der liebe Gott vergessen hat, auszulöschen wie leichte Lichter, die Alten werden in den warmen Stuben zurückbleiben müssen, wo noch auf den

kleinsten Dingen eine glitzernde Seligkeit liegt. Daheim bleiben werden sie müssen, und die Hände werden sie falten, müde, krumm und feierlich . . .

Und auf der Ofenbank sitzt dann der alte Florian. Einen Kerzenstummel hat er sich angebrannt. Ein flimmernder Heiligenschein kringelt sich durch die Stube. Der Kachelofen brummt. Die Bratäpfel schmoren. Und ein Einsamer hält seinen Heiligen Abend.

Steif hockt er dabei auf der Bank, wie versponnen und wie verzaubert. Mit Augen, die an den Himmel rühren. Und mit Händen, die kinderselig ein kleines Lebkuchenherz umspannen. Ein närrisches Ding ist das. Braunglasiert, bunter Zuckerguß darüber geladen, Rosen und Nelken und rote Heimlichkeit. Und plötzlich geschieht da ein Wunder. Dem alten Florian ist es, als hielte er das Herz seiner seligen Brigitte zwischen den zitternden Fingern, und er müßte nun das Singen anfangen, so leis just, als wollte er mit einem Male seinen letzten Atemzug in den Weihnachtshimmel hinein heben — über Kummer und Heimweh und Seligkeit hinweg — so leis just, als wollte der alte Florian singend durch den Heiligen Abend zu seiner müden Brigitte wandern, vom Sternlicht umspült und von einer alten Liebe durchrieselt.

Max Bardroff.

Spielzeug.

Weihnachtsnovelle von Paul Bonf.

Das unwirkliche Novemberwetter hatte uns wieder zusammengetrieben. Wir saßen im Kreise — alles Männer, vom Leben rauh gerissen, aber gesund und kernig im Sinn. Wir tranken Grog, erzählten und ließen uns von Tabakwolken einlullen. Da war auch einer, der nie viel sprach; er hörte zu, das genügte ihm. Die andern waren froh darob, denn seine ungehobelten Gesten ließen ihn für einen Kloß gelten, um den man besser den Bogen schlug. Und das wollte bei uns viel heißen. Ich hielt ihn für weicher als irgendeinen von uns. Gerade sein grobes Kargen machte mir den Eindruck innerer Schußlosigkeit. Doch manchmal zweifelte ich.

Heute schien er besonders übelgelaunt; er hatte schon dreimal dazwischengepölkert. Wir sprachen von Jungsein und guten alten Tagen, da wir noch hemmungsloses Leben in uns trugen. Nicht daß tolle Streiche oder derbe Späße seinen Widerspruch reizten — nein! Es hatte ihn aufgestört, als wir auf Geschenke und Spielzeug zu sprechen kamen. Spielzeug sollte es überhaupt nicht geben, das sei Gift und Teufelswerk! — so wetterte er uns zuletzt entgegen. Man störte sich nicht an ihm. Mich aber hatte der absonderliche Ton und die geringe, so weitab liegende Ursache des Aufflammens erschreckt. Ich fühlte in ihm eine Erregung wachsen, die er nur mühsam meisterte. Erst jetzt war ich gewiß, daß er sein Kraftmeiertum schauspielerte, recht schlecht sogar. Meine Teilnahme hing sich an ihn.

Vom Weihnachtsabend wurde nun erzählt. Alles lauschte, denn Weihnacht läßt auch den pelzigsten der Pelze empfindsam werden, zumal beim Glase Grog kurz vor dem Fest. Wie mein Gegenüber aber mitgenommen wurde, das war unnatürlich. Sein Kopf lag wie abgeknickt zwischen den Schultern. Seine Hände, zu Fäusten geballt, sperrten sich auf dem Tische; sie öffneten und schlossen sich unruhig im Takte tiefschweren Atmens. Zwei Tagen! mußte ich denken.

Es fiel in der Erzählung wieder das Wort „Spielzeug“. Da krampften sich die beiden Fäuste wie zum Sprung an den Körper und ein „Schweigt endlich!“ rollte dumpf und drohend über uns hinweg. Alles war entsetzt an seinen Blick gebannt, dem Blick eines wilden Tieres im höchsten Zorn. Unser drei sprangen instinktiv wie zur Abwehr auf. Rechtzeitig noch konnte mein Auge sie warnen. Ich ahnte, daß ihm jetzt niemand zu nahe kommen durfte; er war außer sich.

„Laßt uns von etwas anderm sprechen“, erhob ich meine Stimme, „wir haben unserm Freunde weh getan; es ist wohl etwas berührt worden . . .“ Bei diesen Worten ging ein Beben durch seine Glieder, und er sackte in seinen Stuhl zurück. — Ein Schluck Wasser und hernach ein steifer Grog brachten ihn schnell wieder zu sich. Die Augen aber hielt er geschlossen. Wir saßen in der alten Runde — und schwiegen. Es fühlte ein jeder, daß hier etwas Besonderes mitspielte.

Da öffnete er die Augen und ließ sie scheu und wie prüfend von einem zum andern gleiten. Als wir uns ansahen, glaubte ich eine Frage in ihm zu lesen. Ich war froh und doch auch bang. Dann blickte er in sein Glas und sprach — leise und langsam, manchmal stockend, mit einer Stimme, die wir an ihm nicht kannten:

„Ich muß meines Verhaltens wegen um Entschuldigung bitten. Sie werden mir verzeihen, wenn Sie die Ursache erfahren. Es ist eine Geschichte, einfach und kurz — und unheilvoll.“ — Bei dem Worte

„unheilvoll“ hörte man wieder das erregende, jetzt abklingende Rollen der Stimme, nur in weicherem Ton. Nach einer Pause, in der er sich sichtlich mit sich rang, sprach er weiter:

„Ein Junge hatte Eltern, die für ihn taten, was sie tun konnten. Und das war nicht wenig. Er wurde ein verwöhntes Kind. Seine Wünsche stiegen von Jahr zu Jahr, so daß die Weihnachtszeit den Eltern nun schon Sorge machte. Doch sie schafften es noch immer. Da starb der Vater; er starb jung, denn sein Sohn war erst neun Jahre alt. Er hatte noch nicht an seinen Tod gedacht; so kam die Familie in Not. Die Frau hatte Mut — sie hoffte auf ihren Jungen. Tag und Nacht stichelte sie ihr Leid in die feinsten Muster und Zierate. So kam Weihnacht heran. Das war die bitterste Zeit für die Mutter. Als sie den Burschen unter den Weihnachtsbaum rief, da standen ihr Tränen in den Augen, Tränen, die um Verzeihung baten. Bücher und Hefte lagen unter der geschmückten Tanne, Federn und Bleistifte,

Wäsche und Strümpfe — ein Päckchen guter, nützlicher Sachen; daneben lockte ein Teller voll Äpfel und Nüsse und frischem Gebäck, das die Mutter noch in der letzten Nacht gebacken. Der Junge stand steif und stumm vor den Gaben, nicht einmal sein Blick rührte daran. Er drehte sich zur Mutter und fragte nur kurz und barsch: „Kein Spielzeug — nicht den Baukasten?“ — „Aber Knut!“ hauchte die Mutter in Angst und wollte ihn mit liebevoller Umarmung dem Tische zurückgewinnen. „Geh!“ sagte der Bursche nur wegwerfend und hob die Hand zum Schlag — —, der die Mutter nicht traf, sie aber für immer zu Boden schlug. Ihr Sturz riß die Geschenke vom Tische, und ein schwerer Karton zerbarst auf den Dielen, daß sein Inhalt sich auf die Gestürzte streute, als wollten die stählernen Baukastenstücke eilig ein Schutzgitter bilden. Der Junge stand und starrte voll Entsetzen auf sein Werk. — Ein Unglücklicher um eines Spielzeugs willen — wurde fortan zum Spielball eines Wortes, . . . das ihn treibt, so oft es fällt.“ —

Wir sahen ihn sich schwerfällig wie ein Greis erheben, sahen, wie er ging — schleppend und tapsend, mit hängenden Armen und gesenktem Kopf —, und wir ließen ihn gehen; wir konnten ihm nicht ein Wort des Trostes sagen.

Weihnacht.

Die Nacht ist tief.
Der Himmel steht,
Mit tausend Sternen übersät,
Hoch über allem Leid der Erde.

Was uns bedrängt
An allen Enden,
Was uns gekränkt,
Es will sich wenden;
Und diese tiefe, dunkle Nacht
Berührt uns wie mit Mutterhänden.

Es löst sich ab von unsren Herzen,
Was sich an Qual und Not und Schmerzen
Darin gehäuft.
Und Frieden träuft
Vom Himmel drein —
Und in uns brennen Weihnachtskerzen.

Hermann Waechter.



Traumfahrt.

Zeichnung von Rolf von Hirschelmann.

Wie Träume entstehen.

Von Carl Ludwig Schleich*.

Wie ein zahlloses Heer beschwingter Tauben umkreisen unsere Gedanken alles Gegenständliche und alles Begriffliche. Hinaus und zurück fragen sie Frage und Antwort, die geheimnisvollen Sendboten des Ichs zu den anderen, zu allem dem außer mir. Ihre Millionen auf Strahlenfittichen getragenen Meldungen orientieren den Generalfeldmarschall unseres Lebens in unserem Innern, unser Bewußtsein, dauernd über seine Stellung im Kampf ums Dasein gegen Freund und Feind. Denn der ewig strömende Anprall des Universums und aller seiner Kräfte an die straff vom Leben gespannten Saiten unserer Nervenfädchen gibt uns das Gefühl eines Hindurchgleitens des Alls und seiner lichten oder dunklen Wellen durch das Ganggitter unserer Persönlichkeit. Wir sind uns bewußt, weil wir im Wachen genau registrieren können, woher die Taubenposten unserer Gedanken kommen, und weil wir eine weitgehende Macht haben, sie hier- oder dorthin wandern zu lassen mit ganz bestimmten Aufträgen. Ja, wir können sie flattern lassen, halb ohne Ziel und Bestimmung, vom Mond zur Sonne, zum Sirius, in die Tiefe der Erde oder auf ihre ragenden Spitzen, zum Äquator, zu den Polen, zur Morgenröte und zum äußersten Meer! In solchen Momenten, wenn unser Ich still nur den flatternden Lichtgestalten der Ideen nachhängt und nachdenkt, fühlen wir schon halb und halb etwas

vom Traum beim vollsten Wachsein. Wir nennen das Phantasie, und sofort, wenn wir über Träume etwas nachdenken, springt es uns in die Blicke: Ein Kind der Phantasie muß der Traum sein. Wenn die Nacht ihre den Einfall des Lichtes in die Seele hemmende Schlummerkappe über unser Gehirn zieht und mit dunklem Teppich das Brausen des Tages in unserer Seele dämpft und leise erstickt, dann sind sie wie eingefangen in ihr umgittertes Taubenhaus, die flatternden Segler unserer schweifenden Gedanken. Da hängen sie zur Nacht die Köpfe und verstecken sie unter die herabgesunkenen Flügel und demütigen ihre flackernde Lebenslust vor der Königin Nacht, deren Schattenmantel alles Licht von der Erde streift und einsaugt. Dann schläft mit seinen beschwingten Boten das Ich. In der Tat: wenn wir einschlafen, versinkt mit dem Bewußtsein von Zeit, Raum, Ursache und Wirkung alles Ich, kein Gefühl von uns bleibt übrig. Der Schlaf macht Welt und mich versinken, löscht mich und alles um mich aus; er ist also recht eigentlich ein schleichender Dieb meines Ichs, ein leisetretender Vernichter meiner ganzen Welt. Ein sanfter Tod auf Zeit ist der Schlaf, nicht ein Bruder des Todes, wie man sagt, sondern eine kurze Vernichtung unseres Selbst, wenn auch mit schneller Auferstehung; Schlaf ist ein kurzer Scheintod. Bewußtseinschwund, das ist das Gemeinsame beim Eintritt der Ohnmacht, der Narkose, des Schlafes, des Todes. Der Tod ist ein irreparabler Schwund des Bewußtseins, die anderen sind reparabel. Ohnmacht, tiefster Rausch,

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages S. Fischer, Berlin, dem soeben in 53. Auflage erschienenen Buch Carl Ludwig Schleichs „Vom Schaltwerk der Gedanken“ entnommen.

Schlaf sind Quertüren zu der Tragödie des Todes, in der alles Lebendige seine Rolle auszuspielen hat.

Die periodische Hemmung, welche von Natur durch Sonnenuntergang der Mechanismus des tierischen Gehirns^o erleidet, führt zu einer periodischen Abblendung der obersten Bewußtseinschichten der grauen Hirnrinde, wie wir sagen: der jüngsten Sprossen am Baum des Bewußtseins, dessen Wurzeln gleichsam das Unterbewußtsein, dessen Stamm die automatischen Regulationen, dessen Krone das Ich mit seinem Trachten, Sinnen und Handeln bedeutet. Ist Schlaf diese periodische Abstellung der höchstentwickelten elektrischen Seelenelemente, so ist es klar, daß die Schlafhemmung weder das Tiefgefühl der im Grunde wurzelnden Persönlichkeit noch die Summe der unterbewußt sich auslösenden Maschinentätigkeit des vegetativen, dem Willen entzogenen Lebensgebietes erreicht. Wenn wir einschlafen, arbeiten Herz, Lunge, Nieren, Haut und Eingeweide in Millionen Werkstätten ununterbrochen weiter, gerade so wie die Feuereffe großer Betriebe weitersprüht, wenn auch das Lämpchen des Direktorkontors längst abgestellt ist. Es versinkt im Schlafe eben nicht all unsere seelische Tätigkeit, sondern nur der das Gefühl des Ichs auslösende Teil. Aber auch er ist nur im tiefsten, der Narke ähnliche Schlafe gleichsam außer Funktion gesetzt; wenn der Traum beginnt, beginnen dennoch unsere Ganglien, die die Träger der Persönlichkeit sind, unter der Larnkappe der nächtlichen Vergessenheit sich zu regen. Dann taucht wieder in voller Deutlichkeit, durch das Kaleidoskop der phantastischen Traumbilder hindurchgetragen, das Bild unseres Ichs als einziges Motiv des Lebens empor. Man kann also wohl sagen: im Traum fehlt nur das Bewußtsein für Zeit und Raum. Wir wissen nur im allerflachsten Schlafe, in einem Zustand, wo die Hemmung gleichsam nur wie ein durchsichtiger Gazeschleier über unserem Ichbewußtsein liegt, wo wir zeitlich diese Sekunde wachen und die nächste wieder träumen, daß wir im Bette liegen heute am sonderlichsten im Jahre sonder so. Für gewöhnlich ist es charakteristisch für alle Träume, daß wir nicht wissen, wo sich der Traum abspielt. Wir sehen wohl ein Land, eine Stadt, Wald, Dorf oder Wasser, aber alles hat wenig persönliches Gesicht, es ist in die Nebellinie des Dichterischen verallgemeinert, oft nur angedeutet, milieuhast und schablonenmäßig. Aber kein Träumer weiß geographisch zu denken. Auch ist die Jahreszeit unbestimmt gelassen, und nur aus der Traumesserinnerung schließt man zurück auf Sommer oder Frühling, Herbst oder Winter.

Überhaupt haben die Traumempfindungen durchgehend etwas Allgemeines, Verschwimmendes, auch logisch nicht scharf miteinander Verknüpfes an sich. Es ist eben der Hemmung Nebelgewand um alle aus der Erinnerung geborenen Bilder des Traumes gewoben. Wir sehen eben alles mit einer gewissen Verkürzung unseres Ichs. Es fehlt etwas, vielleicht eine Kleinigkeit, an unserem ganzen Selbst im Traume. Es ist ein Ausfall da, ja eine Herabminderung unseres Wesens in frühere Daseinszeiten. Der Grund liegt in der Umschleierung eben der jüngsten (entwicklungsgeschichtlich gesprochen) Zonen unserer Ganglienfelder. Daraus erklärt sich die unumstößliche Tatsache, daß wir im Traum selten eine

Der Winterschlaf befällt nur Tiere, welche in Regionen der dunkleren Wintersonne leben. Ihre Gehirne werden schon vom Grau der Nebeldünste, wie unsere nur vom Schwarz der Nächte, abgeblendet.

Zukunftszeit durchleben, sondern meist zurückversehrt sind in Zeiten, wo unsere Eltern noch lebten, wir noch zur Schule gingen usw. Ich habe viele um Träume gefragt, es ist bezeichnend zu hören: wir waren noch in unserer alten Wohnung, Schwefelsternchen war noch nicht geboren, Großmama lebte noch usw. usw. Die schönen Zukunftsträume der Dichter sind also Gott sei Dank immer mehr gedacht als geträumt. Freilich kann man im Traume Probleme lösen. Man wußte die Lösung ganz genau und nahm sich vor, sie sofort morgen aufzuschreiben, während man eben im Feuer der Begeisterung, ein Pfadfinder gewesen zu sein, vor Erregung und Freude erwacht. Aber ach! Wie war das doch eben, was ich gefunden hatte? „Es will nicht wiederkehren und war doch, ach! so klar.“ Illusion! Uns fehlte eben eine Kleinigkeit der Logik, von der Hirnhemmung vom Problem abgezogen, und darum schien unser träumendes Ich so viel klüger als das wahre. Die Lösung war gar keine, nur unser Ich war so viel bescheidener. Wie stark die Hemmung arbeitet, geht aus der Häufigkeit solcher Träume hervor, bei welchen irgendein abscheuliches, uns ganz und gar in Verlegenheit setzendes Hindernis den Strom unserer Traumestaten eindämmt. Wir sollen in einen Festsaal treten und sind ja splitternaß, wir sollen eine Rede halten und bekommen den Kiefer nicht auf, wir wollen trinken und können nicht schlucken und so fort. Das geschieht allemal, wenn der Strom der selbständig flatternden Gedanken, wenn die bunten Schmetterlinge gegen das Gehege der Hemmung in ein Gebiet geraten, vor dem der Wall des Widerstands liegt. Wenn auch die Netze gespannt sind um die feinsten Bezirke unseres Denkvermögens, wir haben gesehen, daß es Raum genug gibt zum Lummelplatz der vom Leben des Tages ins Rollen gebrachten Ganglienugeln.

Es gibt einen gesetzmäßigen Ausgleich der Kräfte auch im Geistigen, einen Wellenwechsel der Kraft wie einen Stoffwechsel der Materie. Jede Wahrnehmung ist eine umgeformte Bewegung. Jedes Ding hat seelische Spannkraft in sich und wirkt auf mich. Die Millionen Erregungswellen, welche das All auf meine Nervenfasern ausendet, werden von dem Mechanismus meiner Seele und meines Leibes umgeseßt in Gedanken, Wollen, Tun. Aber nicht alle eingenommene Kraft wird verbraucht. Es gibt Aufspeicherungen, Reserven, Akkumulatoren, ganz im dynamischen Sinne. In diesen unverbrauchten Reizüberschüssen liegt die Quelle der Phantasie und ihrer flatternden Betätigung im Traume. Nicht jeder Eindruck wird Gedanke, löst Entschlüsse, zwingt zur Tat. Je tiefer und erschütternder ein Ereignis, desto mehr löst es sich im Wachen, in Klage, Jubel, Jauchzen oder Erbeben. Aber wie das tiefste Leid und die höchste Lust keine Lieder hat, hat es auch keinen Traum. Im Gegenteil: nur die leisen, vom rauschenden Strom des Lebens übertönten Motive sind es, die nachts emporsteigen wie Elfen aus den Blumenkelchen. Nachtfalter sind die Träume, die sich des Tags verschüchtert im Gefinst der Seele versteckt haben und erst ihre Schwingen heben, wenn die Adler der Botschaften zur Ruhe gegangen. Kleine Ereignisse — lange Träume. Tiefe Erschütterungen werden nicht Traumemotive. So nehmen wir also die Thematik unserer figurierten Traumphantasien zum Teil aus den Erlebnissen der Vergangenheit, ein anderer großer Teil der Träume entsteht im Augenblick des Erwachens oder des Einschlafens, und ein dritter Teil wird ausgelöst durch Sinnesindrücke, während wir schlafen.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vorteil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben.

Goethe.



Tod auf der Landstraße.

Holzschnitt von Hans Jäger.

Rätsel des Seelenlebens.

Von Kirchenrat G. Seibt, Breslau.

Rein Land menschlicher Wissenschaft war bisher so unbekannt als die Seelenkunde. Im allgemeinen rechnet man die Entdeckung des Seelenlandes des Menschen erst seit Immanuel Kants Büchlein: „Träume eines Geistersehers“ (1766). Auch Goethe ist an der Entwicklung der neuen Wissenschaft, der Psychologie, und ihrer noch dunkleren Schwester, der Parapsychologie, nicht unschuldig. In seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ hat er in dichterischer Form einen kurzen Abriss aller damals bekannten seelischen Entdeckungen gegeben, indem er seine Heldin Ottilie über „normale“ okkultistische Fähigkeiten sprechen ließ: Hellsehen, Fernheilen, Autohypnose, Spiritismus. Sogar ihr Sarg vollzieht noch Heilungen. Die Bibel der Okkultisten hat ein anderer Dichter, Justinus Kerner, in der „Seherin von Prevorst“ verfaßt.

Eine Unmasse Literatur populärer und wissenschaftlicher Art hat diese Ausflüge in die unbekannte Geisteswelt seitdem fortgesetzt und verkündet. Aus dem eifrigen Betriebe weniger Berufener und vieler Unberufener ist eine solche Masse von Schaden, ja von Unfug entstanden, daß die wirkliche Wissenschaft zu dem alten Satz zurückgehen mußte: „Kein Philosophieren ohne Experimentieren!“ Wirkliche Wissenschaft aber kann sich nur auf dem Boden einwandfreier Tatsachen aufbauen. Was ist daher bis heute an tatsächlicher Erkennt-

nis der übersinnlichen Welt geschaffen worden? Zunächst einmal eine Sammlung von Atomen, d. h. von einzelnen Erlebnissen. Wenn wir große Vorkämpfer wissenschaftlicher Ergebnisse und Seelenrätsel aus der Neuzeit nennen sollen, die diesen Weg des Experimentes und der Sammlung der Experimente gegangen sind, so dürfen wir auf einige Namen, wie v. Schrenck-Notzing in München und Desterreich in Tübingen, sowie die Franzosen Richét und Gellen hinweisen, die eine internationale Bedeutung erlangt haben. Wir haben es der Forschung zu danken, daß sie die alte Dreieit des Menschenlebens: Leib, Seele und Geist wiederhergestellt hat, wobei man unter Geist im allgemeinen sämtliche Verbindungen der Außenwelt zur Seele und umgekehrt bezeichnet. Der eigentliche Urgrund jedes Menschen ist sein selbstbewußtes Ich, und in diesem ist jene Dreieit zusammengeschlossen. Dies sei vorausgeschickt, um der häufigen Verwechslung und Verwischung der Namen Seele und Geist entgegenzutreten, und um gleichzeitig den Kern der Persönlichkeit, das Ich, als den eigentlichen Herrscher des Seelenlebens klarzustellen.

Setzen wir also zunächst als Ausgangspunkt den Satz: Der Mensch besteht aus drei Wesenheiten: Leib, Seele und Geist. Der Leib gehört nach seinen Grundstoffen der irdischen Welt an, unterliegt also ihren Gesetzen und ihrer Vergänglich-

keit. Die Seele ist die geheimnisvolle Kammer, in der die sichtbaren Drähte des Körpers die unsichtbaren Eindrücke, bis zu zehn in jeder Sekunde, zusammentragen. Diese Verbindung wird im allgemeinen als Geist bezeichnet, weil auf diesem Wege von der Außenwelt zur Seele und umgekehrt Schaltungen eintreten, d. h. bestimmte Vorstellungen und Antriebe mit in die Leitung fließen. Ihre Tiefen wie ihre Höhen sind bisher zum größten Teil unerforscht. Man faßt die Gesamtheit dieser Wechselbeziehungen im allgemeinen in die Worte „Unter“- und „Überbewußtsein“. Wieviel in dieser Seele Unirdisches, Übersinnliches und Überweltliches sich befindet und vereint, ist die große Lebensfrage, um die die Menschheit ringt.

Die Untersuchung wird erleichtert, wenn bei der schwierigen Abgrenzung von Leib, Seele und Geist deren normaler Gesamtgrund, die Persönlichkeit, das Ich, als der Gegenstand unserer Betrachtung einheitlich aufgefaßt wird. Man hat daher gesagt, man müsse sich diese „Persönlichkeit“ des Menschen etwa wie einen Berg vorstellen, der sich aus den Tiefen der Erde zur Sonne emporhebt; er hat seine Sonnen- und seine Schattenseite, hebt die Krone in seinen Gipfeln über die Welt, während um ihn Stürme sausen. Die Sonnenseite der menschlichen Persönlichkeit ist das, was wir klar erkennen; der Gipfel ist das eigentliche Ich, der Kern der Persönlichkeit, die Schattenseite sind die dunklen schattenhaften, meist unbekannten Kräfte, die jede Menschenseele als Geheimnis in sich trägt und nur von Zeit zu Zeit herausgibt. Im folgenden sei daher, um bei dem Bilde zu bleiben, nur diese Schattenseite des menschlichen Seelenlebens einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

Die Suggestion.

Eine Kraft, die sich uns darbietet als Zuleitung geheimnisvoller Bestimmung, ist die Suggestion. Suggestion heißt eigentlich Einflüsterung. R. Franke hat in einem Heft „Rätsel der Geheimwissenschaft“ (1910) darauf hingewiesen, daß ohne Zutun des Menschen eine Suggestion von Licht, Farbe, Wetter, Musik, Menschen, ja von der Drücklichkeit ausgeht, wie eine Art Einschlebung von Bildern oder Stimmungen in die Seele. Neben dieser Außensuggestion gibt es eine Autosuggestion (Selbstbeeinflussung). Ich trage z. B. als Mensch bestimmte Lust- oder Unlustgefühle, Temperamente, Geistesindrücke, Schicksalserlebnisse in mir und nehme gleichzeitig täglich solche in meiner Umgebung wahr, so daß eine Art von persönlicher „Einbildung“ durch mich selber entsteht. Diese Suggestion kann auf krankhafter Anlage beruhen und, durch krankhafte Umgebung gefördert, außerordentliche, gefährliche Wirkungen haben. Es kann ein unter Alkohol oder Hypnose oder sonstigen Eindrücken stehender Mensch unter Eid völlige Lügen aussagen. Er lebt unter einer Wahnvorstellung, ja er handelt unter Umständen unter einer Wahnvorstellung. Die Suggestion ist also bei schwacher Willenskraft eine gefährliche Fähigkeit, bei starker Willenskraft eine Art Steigerung der Persönlichkeit.

Die Hypnose.

Kommt zu der Suggestion irgendeine beabsichtigte Vermittlung von außen hinzu, so wird diese Seelentätigkeit Hypnose genannt. Sie bedeutet Ausschaltung der Außenwelt, Zwingen eines anderen Seelenlebens in eine bestimmte Richtung, Herabsetzung eines fremden Willens bis zu dessen Auflösung, Einflüsterung von gewollten Bildern, Gefühlen und Antrieben, die dem Hypnotisierten die Macht über sich selbst nehmen und ihn zum willenlosen Objekt in der Hand des

Führers machen. Das Gute an der Hypnose ist, daß sie auch Schmerzen, Einbildungen, nervöse Erkrankungen und anderes ausschaltet, wenigstens für eine Zeit, und damit als sogenannter Heilmagnetismus einen gewissen Nutzen haben kann, wenn sie in guten Händen ist. Es wird berichtet, daß schon die ägyptischen Priester Meister in der Hypnose waren.

Der Wahrtraum.

Durch die englische Presse ging eines Tages der Bericht (1923), daß der Pfarrer Tombe das Grab seines seit dem 22. April 1922 rätselhaft verschwundenen Sohnes Erich im Park der Villa Welcome vor sich sah, die in der Nacht vorher niedergebrannt war. Die Nachgrabungen nach dieser Grabstätte, die sehr schwierig waren, zeigten, daß sein Sohn an dieser Stelle in dieser Nacht durch Raubmord getötet und nachher vergraben war und die Brandstiftung den Mord verdecken half. Das ist nur ein modernes Beispiel für den sogenannten Wahrtraum. Sophokles, Augustin, Dante, Christ (ein Zeitgenosse Goethes), Ludwig der XII. und viele andere haben, wie ein Aufsatz von Professor L. Jahn, Köln (August 1927) nachweist, über solche Wahrträume aus ihrem Leben berichtet. Sie beweisen, daß hinter der klaren Außenseite der menschlichen Seele eine beschattete starke Innenseite liegt, deren Strahlungen weit über die fünf Sinne hinausgehen. Wenn die Eindrücke von außen die Empfindungsschwelle überschreiten, also ins Gehirn eintreten, so entsteht zunächst ein Bild, und dieses wird von der anderen Seite der Seele nun in die entsprechende Beleuchtung gebracht. Dabei muß der Träumer ein persönliches Interesse am Traum bzw. an den Ereignissen haben, auf die sich der Traum bezieht. Die Wahrträume zeigen schon mit ihrem Namen, daß sie nur ein Ausschnitt des Traumlebens sind und nur von Zeit zu Zeit als einzelne Erscheinung mit einem ganz bestimmten sittlichen Ziel auftreten.

Der Spiritismus.

Der Drang des Menschen, mit den Verstorbenen in Beziehung und Verkehr zu bleiben, also eine Art Unsterblichkeit vorzunehmen, hat zu der Frage des Spiritismus geführt. Die Einzelheiten, wie Verdunklung des Raumes, die Vorbereitung des Gemütes, die mehr oder weniger vorhandene Gläubigkeit an Geister und ihre Wiederkehr, die Benutzung von besonderen Maschinen für die Unterredungen mit den „Geistern“ und alle die sonstigen Erfordernisse einer echten spiritistischen Sitzung gehen uns hier nichts an. Wir haben eine Art spiritistischer Tätigkeit bereits im Alten Testament bei der Here von Endor zur Zeit des Königs Saul; wir haben bei ganz frommen, klaren und natürlichen Menschen neuerer Zeit, z. B. bei Oberlin, die Meinung, daß ihnen ihre Verstorbenen sprechend und wegweisend erschienen. Kurz, wir haben den Spiritismus als einen Riesenschatten über den Lebenden wie über den Gestorbenen. Ein dänischer Forscher, Martensen-Larsen, hat 1924 in deutscher Sprache eine scharfe Kritik des Spiritismus erscheinen lassen, in der er jede Art von Verbindung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ablehnt und vor den besonderen Gefahren der Beschäftigung mit den Geistern warnt.

Fernwirkungen der Seele.

Bisher haben wir uns größtenteils in der näheren Umgebung des einzelnen Menschen aufgehalten. Die Behauptung des Philosophen Locke: „Alle Erkenntnis geht durch die Sinne“ ist aber unwahrscheinlich gemacht durch die eigentümlichen Fernwirkungen und Fernerlebnisse, die unsere moderne Parapsychologie als das eigentliche Gebiet ihrer Forschung ansieht.



Der Traum.

Zeichnung von Gg. Himmelfarb.

Wir haben zunächst das Hellsehen zu nennen, in dem das Auge eines Menschen über den Raum hinweg in völlig fremde Welt hineinblickt und dort geschehnde Erlebnisse auf Ort und Zeit fixiert. Eine andere Kraft ist das Fernsehen in der Zeit, also die Prophetie, das Voraussehen kommender Ereignisse. Besonders eigenartig bleibt die verschiedentlich bearbeitete Tatsache der Telekinese, d. h. der Fernbewegung, nach der bestimmte Bewegungen, Erschütterungen des Bodens usw. stattfinden, die ich, der einzelne, um mich her oder in räumlicher Entfernung von mir miterlebe. Eine Reihe ähnlicher Kräfte, zu denen man die Teleplastik (Fernbildnerie) unter anderem zählt, sind eine ähnliche „Telephonie ohne Draht“, wie die, die wir alle Tage in unsern Dienst stellen. Wieviel an diesen merkwürdigen Dingen Vision ist, d. h. Schaubild ohne besonderen Inhalt, und wieviel auf einer eigenartigen Hochspannung der Seele beruht, also besonders der des Mediums, bleibe hierbei außer Betracht.

Wir kommen zum Abschluß. Wir leben im Zeitalter der Astrologen, der Geisterseher, der Traumdeuter, der Wundertäter. In einer solchen Zeit ist alles, was über die fünf Sinne hinausgeht, dem Menschen so nahe, als ob er es vollständig beherrschte. Wenn wir Menschen unter den Nachschatten der uns unbekannten, uns umgebenden Welt stehen, werden unsere Sinne und deren uns unbekannten Verlängerungskräfte derart bewegt, daß eine elektrische Überladung der Sinne eintritt und die Einheit von Leib, Seele und Geist ins Schwanken kommt. Es entstehen Trugbilder, ohne daß wir Betrüger sind oder solche um uns zu haben brauchen. Wir erleben Dinge, die jenseits unserer Sinne und unserer Besinnung liegen, und wir warten noch heute auf eine wirkliche Erklärung. Wie eine Welt voll toter Augen sieht uns die dunkle Seite der Erde an — und wir warten sehnsüchtig auf Morgenlicht, um die Gespenster loszuwerden. Wird der Tag kommen?

Ein oberflächliches Abschöpfen der Natur mag vom Glauben an Gott ablenken, ein tieferes Schöpfen aus derselben führt sicher zu ihm zurück.

Baco von Verulam.

Gottsucher.

Von Dr. Karl Fuß.

Was den Menschen von der anderen Kreatur unterscheidet, ist sein metaphysischer Trieb — das Streben, über die gegebene Wirklichkeit hinauszukommen, einen Sinn des Lebens, der Schöpfung überhaupt zu erspüren. Ein Ringen um Gott bedeutet diese Betätigung des metaphysischen Triebes — ein Ringen um Glauben. Ein Ringen: denn alle werden wir einmal von den Mächten, die außerhalb unserer Einwirkung liegen, so geschüttelt, daß wir am Sinn des Daseins zweifeln oder gar verzweifeln wollen.

Neben der Religion ist es die Kunst, die uns den Weg zu Gott führen will — „Gott“ in jenem tiefsten Sinn: als personalisiertes Sinnbild jener Macht, die unaussprechlich, unvorstellbar, nur in Glauben, Demut und Ehrfurcht zu erfassen. Der Wege sind viele — in Religion und Kunst.

Die deutschen Dichter haben nie aufgehört, jener Besinnung auf die letzten Grundfragen unseres Daseins Ausdruck zu geben. Auch unsere Zeit, so zerfahren sie ist, weist genug literarische Werke auf, die vom Ringen der deutschen Seele um Gott zeugen. —

Bei einem Überblick über solche Bücher muß an erster Stelle Gerhart Hauptmanns „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ stehen. Dieses Werk ist, will mir scheinen, das Großartigste und Tiefste, was dieser Dichter, der sicherlich nicht immer geschickt mit seinem Pfund gewuchert hat, je schrieb. Und kaum sonst hat er tiefer aus seinem schlesischen Volkstum geschöpft, das je und je den Hang zu den jenseitigen Dingen pflegte, das einen Jakob Böhme und einen Angelus Silesius und einen Zinzendorf und viele andere „Gottsucher“ hervorgebracht hat. In Emanuel Quint nun, diesem armen, in freudloser Jugend aufgewachsenen Menschen, der sich in den Wahn, Christus zu sein, hineinsteigert, der alle Schmach und Verachtung seiner Umgebung auf sich nimmt, diesem verschwärmten „Narren“ — so sagt die Welt —, der durch den inbrünstigen Glauben an seine Erlösmission in Gegensatz zu allen Mächten dieser Welt kommt, der Erniedrigung und Verfolgung martyrerhaft auf sich nimmt wie einst sein Herr — in diesem Emanuel Quint hat Gerhart Hauptmann eine Gestalt geschaffen, wie es nicht viele in unserem Schrifttum gibt. Quint ist gewiß ein Don Quichotte seiner Idee — aber so, wie der „Ritter von der traurigen Gestalt“ im großen spanischen Roman im Grunde doch der reinere, bessere Mensch in seiner Umwelt ist, so muß auch unsere Liebe diesem schlesischen Sektierer gehören, und seine Stimme tönt in unsere Tage als ein mahrender Ruf zur Selbstbesinnung, zu einer „Nachfolge Christi“ nicht nur in Worten, sondern in Taten. —

Auch Hermann Stehr kommt nicht nur äußerlich aus der schlesischen Provinz. Sein herrlicher Roman „Nathanael Mächler“ breitet ein Menschenleben von symbolhafter Allgemeingültigkeit vor uns aus: Zusammenprall mit den dunklen Mächten des Lebens und die Erlösung von ihnen. Schuld und Sühne, das religiöse Kernproblem, Schuld und Sühne in ihrer geheimnisvollen Verflechtung mit schicksalhaftem Verhängnis bildet die Fabel des Romans. Der Berbergeselle Nathanael Mächler wandert Anno 1852 über das Riesengebirge der schlesischen Heimat zu. Noch ist er von den Schatten einer aufreißerischen Vergangenheit (1848) umflattert, und in einem körperlichen und seelischen Zusammenbruch — ahnt er doch die Krise seines Lebens, das nun aus dumpfer Umgetriebenheit zur „Errichtung eines klaren, über-

sichtlichen Daseins“ zielt — bleibt er erschöpft in den Wäldern liegen. Ein Bauer von einer nahen Gebirgsbaude findet ihn, nimmt ihn auf, pflegt ihn gesund. Und hier, in der Dürftigkeit einer unheimlichen Gebirgslandschaft, verliert er sich in einer Nacht an die mänadenhafte Brunst der Tochter seines Retters. Als er zur Besinnung kommt, flüchtet er aus dem „verwunschenen Haus undurchsichtiger, verhängnisvoller Schatten“, steigt in die Ebene nieder, und es scheint, als sei nun endgültig seine chaotische Periode abgeschlossen. In einem schlesischen Städtchen findet er Arbeit, er bringt das verfallene Gewerbe des Meisters wieder in die Höhe, heiratet dessen Tochter, stellt seine gesammelte Kraft und Intelligenz in den Dienst des Gemeinwesens — bürgerliches „Glück“ umhegt ihn. Aber das albische Dunkel der Vergangenheit ist nicht einfach auszumerzen, in den „rätselhaften Schichten des Unterbewußtseins“ lebt und wirkt die Sünde jener Nacht weiter, verdüstert Meister Mächlers Glück. Als er sich endlich durch ein Geständnis der geliebten Frau gegenüber entlastet, da zerbricht deren lichte Reinheit daran. Erst jetzt, da ihm sein Liebstes entzissen, ist die Schuld gesühnt. Mächler streift auch die letzten Bindungen, die ihn noch an die Welt fesseln, ab, er lebt seine letzten Jahre einer fast heiligen Introversion. Im Gebet versunken, wird er sachte vom Tode berührt. —

Ein bisher unbekannter Autor, Caesar von Simay, führt uns in Gewand des historischen Romans an letzte Fragen heran. „Kampf der Seligen“ nennt sich sein Werk, dessen Lektüre zwiespältige Empfindungen erweckt. Zunächst wird schon rein technisch das Ganze etwas ungeschickt angefaßt: auf seinem Sterbebett, in den letzten Lebensstunden, entrollt Ignatius von Loyola seinem vertrauten Sekretär Baruch seinen Lebensweg oder vielmehr nur die zweite Hälfte davon; er tut das mit einer Ausführlichkeit, mit so viel Exkursen, daß es mitunter — fast möchte man sagen — komisch anmutet, ausgerechnet einen Sterbenden sich als diesen leidenschaftlichen Erzähler vorzustellen. Aber man stellt alle Einwände zurück, wenn man sich erst einmal eingelesen und erkannt hat, daß hier der große Jesuitengeneral offenbar nur das Sprachrohr für einen — ich wage nicht zu sagen: großen Dichter, aber jedenfalls für einen tiefen Denker ist, der irgendwie eine gewisse innere Verwandtschaft mit seinem Helden haben muß. Er muß ihm verwandt sein vor allem in der Menschenverachtung, die hinter alle Masken der Konventionen dringt. Er prägt dabei mitunter Sätze, deren Geschliffenheit an Nietzsche erinnern. Sein Loyola ist durchdrungen von der Erbärmlichkeit aller Menschen, er ist ein Genie, der den Januskopf aller Geistigkeit erkannt hat und daraus seine Schlüsse für die Menschenbehandlung zieht. Keine Biographie wird hier gegeben, sondern das System einer Philosophie — chaotisch noch, aber geistvoll selbst in der offenbaren Abwegigkeit. Seltsam erschüttert und aufgewühlt scheidet man von diesem Buch, in dem sich bisweilen Genialisches und Dilettantisches gespenstisch paaren. —

Ein schmales Büchlein sei in diesem Zusammenhang kurz erwähnt. Es heißt „Gespräche mit Martina“ und stammt von Anna Schieber. Was hier in lose folgenden Kapiteln über religiöse Dinge gesagt wird, zeugt von einer abgeklärten Innerlichkeit, die die Würde letzter Reife besitzt. Alle „Rechtgläubigkeit“, den Todfeind echter Frömmigkeit, lehnt die Dichterin scharf ab, Form und Formel gelten ihr nichts, ihr gilt nur jene „fromme“ Gesinnung, die sich in freudig bejahter Welt werktätig auswirkt.

Künstlerisches Bekenntnis.

Von Victor Meyer-Eckhardt.

Daß man mir in einer Zeitschrift, deren im tätigsten Leben stehende Leser aller Geschmäcklerverwirrung fernstehen müssen, zu einem künstlerischen Bekenntnis das Wort erteilt, gereicht mir zur Freude. Nicht aber will ich diese Gelegenheit dazu benutzen, mit biographischen Einzelheiten, die im Wesen eines jeden Menschen so viel belangloser sind als das, was er wirklich erbildet, meine Leser zu ermüden: denn keineswegs ja, wie noch immer so manche wähnen, macht die Absonderlichkeit der Erlebnisse den Dichter zu dem, was er ist, sondern vorzüglich die Kraft, mit der er die Erscheinungen des Lebens an sich und in sich reißt. Diese so umfassende und leidenschaftliche, gar nicht sentimentale Liebe nährt und erhält im Dichter die unzerstörbare Lust zu immer neuen Vermählungen mit der Vielfältigkeit und dem Geheimnis der Erde.

Heute, wo so viele, im Wirbel des geschäftlichen, in der Erbitterung des politischen Daseins, die Notwendigkeit der Kunst zu bezweifeln, ja einfach zu leugnen geneigt sind, stellt sich der Dichter zuletzt selbst einmal die Frage: „Hat die Kunst einen Zweck?“ — Sie muß ihn wohl haben: es wäre sonst unmöglich, daß noch immer einige Menschen, deren Verstand und Willensstärke zur Ausfüllung eines „praktischen Berufes“ mehr als ausreichen würden, all ihre Kräfte einer scheinbar so andersartigen Berufung unter stets erhöhten Opfern und Mühsalen weihen. Und diese sind davon überzeugt, wovon immer und allerorten die wahrhaften Schaffenden überzeugt waren: daß die Kunst keineswegs um ihrer selbst willen sich rege, sondern eben dem Leben diene. Dazu steht nicht im Widerspruch, daß unter den Freunden der Kunst gerade die bloßen Genießer, die Ästhetiker, sich besonders wichtig gebärden; sie können die Kernfrage gar nicht beurteilen, weil ihnen das Organ für das Mächtigste im Künstler: seinen Willen und seine Forderung, fehlt. Freilich sind noch viel weniger als sie die Moralisten befähigt, irgend Urteile über die Kunst abzugeben: wiederum eben weil sie dem Leben dient, das in seiner Eigenbewegung die Moral zwar ewig mitgebiert, aber auch sie ewig verändert.

Was der Dichter vor allem fordert, ist, daß einer einen „Glauben“ habe — und daß dieser Glaube nicht nein zu der Erde sage, damit er kein Unglaube oder Aberglaube sei. Er selbst wird sich erst beglückt fühlen, wenn es ihm durch sein Werk gelingt, in den Verworrenen die Selbsterkenntnis durch die Darstellung der unentrinnbaren und überpersönlichen Lebensgesetze zu fördern, ihnen ihre Freuden und Leiden tiefer, sinnvoller und fruchtbarer zu machen, die Bereitschaft zum Leben in ihnen zu steigern, ihnen die Gewißheit zu verkünden, daß nichts anderes unser ist als die Stunde, die uns umgibt — und daß es heißt, sie in ihrem einmaligen Werte zu erfassen und ganz frei zu nützen. Pessimisten und Feigen klingen das nicht freundlich im Ohr; sie mögen vielleicht lächeln und

flachen Opportunismus wittern, wo nur das große Trost dem gemeint ist — doch sei gerade ihnen gesagt, daß der Mut, den ich fordere, nicht das gleiche ist wie „Furchtlosigkeit“, denn diese ist eine erfreuliche, aber nicht immer zuverlässige Sonderanlage, deren die Mutigsten oft genug entbehren. „Mut“ heißt gar nichts weiter, als aus einem unerschütterlichen Glauben heraus gegen all seine Furcht zu handeln vermögen.

Es hat noch nie einen wahren Dichter gegeben ohne starke Liebe und ebenso starken Haß: aus keinem dieser Gefühle in mir sei ein Hehl gemacht. Ich liebe die Menschen, die das Leben lieben um jeden Preis: die ihr Glück ersehnen und sich erkämpfen wollen, Unglück aber ungenutzt nicht verstreichen lassen, denn auch die Gunst der Unglücksstunde ist kurz. Dieses Ja-sagen ist nicht schwer dem, der die Erde liebt, und der auch einen Trost für sich weiß, der nimmer versagt: die Verehrung alles Großen, wo es sich je gezeigt hat und zeigt; denn das Große ist die Erkennbarkeit Gottes auf der Erde, es ist die einzige Rechtfertigung unserer zum Glauben gedrängten Herzen. Daß die meisten heute nicht mehr verehren können, das ist die wahrhafte Ursache der Verjämmerung ihres Bluts — denn vermöchten sie je sich selbst und ihre Ohnmacht so weit zu vergessen, daß sie die schläfrigen Lieder höben, das Große zu schauen, ihr Mund würde sich wieder auf tun zum Preise der Welt. Welch ein Wahn, in der eigenen engen Brust die Rechtfertigung des Erdendaseins zu suchen — was die Erde rechtfertigt, ist nur sie selbst: und das leistet sie durch die Ausgewählten, die sie triumphierend über die Unzahl der andern emporreckt.

Lichtbild: Ilse Deus.

Victor Meyer-Eckhardt.



lebigkeit gar noch Weltanschauungen modeln, wird des Wollenden, Glaubenden unerbittliche Feindschaft sich wenden. Die größte Schwäche ist die Lüge — und ihrer Formen sind viele. Die Erfolgslüge ist fast noch die harmloseste Form — weit schlimmer ist die Selbstbelugung: sei es, daß sie als Moral- oder Bildungsdünkel ihr Banner aufrichtet über einem Hirn aus lauter Leere und Glachsinn, sei es, daß sie die rettungslos Überflüssigen durch pomphafte Maskeraden noch überflüssiger macht. Am ärgsten aber ist die Lüge der Heuchelei, weil sie zu einem doppelten Leben, also zu einem Leben auf Krücken zwingt: wer allzu lang preist, was er selbst nicht hat, wird allzubald nicht einmal mehr das Schlechte durchsetzen, das er schützen wollte hinter der Larve.

Die uns Heutigen gefährlichste, weil lebensfeindlichste Art der Lüge ist der „Doktrinarismus“ — schon deshalb, weil seine Begründungen fast immer logisch zu sein scheinen; denn nichts ist leichter, als Gedanken durch Gedanken zu beweisen. Oft genug spielt diese glänzendste Form der Lüge eine ganz wesentliche Rolle im Eigensinn der Parteien: Nationen kann

sie zugrunde richten. Aber der Doktrinarismus, wo immer er sich äußern mag, ist gar nicht logisch: Urteile auszusprechen, die nicht aus der innigsten Berührung mit dem Leben gewonnen sind, noch dazu Folgerungen für alle und für immer aus ihnen zu ziehen, ist das gewisste Anzeichen dafür, daß hier das Denken seine naive und einzig gültige Urform verloren hat: nur aus dem Erfahrbaren, das doch immer sich wandelt, seine Entscheidungen zu treffen. Solch ein Denken ist nur noch halb: es ist zum mindesten leichtfertig, oftmals unsauber, immer ungerecht, in vielen Fällen aus persönlichen Ursachen sehr gehässig — für alle Fälle aber ganz ohne Wert, weil nicht anwendbar. Ein wahrhaft Großer, sei es aus der Geschichte, der Politik oder der Kunst, ist niemals Ideologe gewesen: wie hätte er es werden können, da er immer neu die ewig veränderten Züge des Lebens vor Augen sah? Groß war er, weil er sie zu deuten verstand!

Doch muß ich nicht, nachdem ich nicht verbergen konnte, was die Kunst in mir will, nicht auch etwas sagen von ihr selbst? Zuerst spreche ich aus, daß es nie einen wahren Künstler gegeben hat, der nicht schaffend auch an die Nachwelt dachte; ob später die Nachwelt wirklich seiner sich annimmt, das kann seine Sache nicht sein. Wer aber diese Sehnsucht und diesen Glauben nicht unvernünftig in sich spürt, der ist gewißlich kein Dichter — ein Schriftsteller kaum. Nicht einmal sein Bestes vermag der zu vollbringen, dem die Sucht nach Erfolg an die Stelle der Begierde nach dem Nachruhm tritt: denn Erfolg wird zumeist mit Mitteln erreicht, die sehr viele beherrschen und vor allen Dingen alle verstehen.

Wie aber ist einer ein Dichter? Durch die Sprache, und nur durch die Sprache. Unsere deutsche Sprache ist eine der edelsten, stärksten, aber auch schwierigsten und widerstehlichsten unseres Planeten; wie kaum eine andere ist sie geeignet, sich allen seelischen Empfindungen von den zartesten bis zu den gewaltigsten anzupassen. Aber die Sprache, die unsere heutigen „Dichter“ fast samt und sonders reden, ist nicht mehr Deutsch, vielmehr oft nur ein Stammeln und Stottern altgeborener Menschen, deren Atem niemals vollen Umfang und gehörige Länge erreicht. Ihre Sprache ist gemeinhin das Abbild einer Lüge, für die ein Schatz von tausend Worten und eine Grammatik ohne Flegionen überflüssig ausreichen würden. — Aber auch viele von denen, deren „formales Können“ man preist, sind nicht Beherrscher der Sprache: darum, weil sie reden, ohne reden zu müssen — schön reden, weil die überlieferte Sprache in ihnen fortarbeitet, ohne daß sie selber beteiligt sind. Mit ihrem „formalen Können“ sprechen sie gleichviel welche Inhalte aus — nur solche nicht, von denen sie zum Sprechen überwältigt worden wären, weil sie diese nicht haben und nicht finden.

Aber auch Vollsein von einem zwingenden Glauben und Fühlen macht noch immer keinen Dichter: in ihm wirkt eine besondere Gnade und Anlage, die ihn von allen sonst Redenden unterscheidet: es ist das Außerordentliche, daß sein Blut, wenn es angerührt wird, in einem gar niemals zu machenden, zu erklärenden und immer auch verschiedenen Rhythmus aufschwingt, so daß diese Wallung seines Blutes und das Lebensgefüge seiner Worte nur eines sind: fern allem „formalen Können“, aus reiner Notwendigkeit. Jeder Mensch weiß, wie verschieden sich Puls oder Brust ihm regt, je nachdem was ihn treibt, lockt oder hält; in dieser natürlichen Selbstregelung des Organismus bedeutet „Dichten“ den idealen Sonderfall, daß Seelisches, über die Vermittlung der Inhalte hinaus, rein akustisch wird. Die „Originalität“ jedoch der Sprache des Dichters, da er sie gar nicht, wie etwa der Schriftsteller, um der Mode oder Manier willen beeinflussen kann, wird von den Zeitgenossen selbst am seltensten erfaßt (Hölderlin!) — obwohl sie einem feinen Ohre, mehr zwar durch ihre Rhythmik als durch ihre Ausdrucksweisen, auffallend werden kann. Die Sprache des Dichters, weil sie in ihm allein ihre Fortent-

wicklung durchmacht, mutet auch oft ein wenig dunkel an — um dann Späteren um so klarer zu sein. Immer aber ist sie hochlogisch und begreiflicherweise nicht parodierbar. Was man in ihr gelungene Form nennen muß und mit so großer Bewunderung, das ist so sehr eine Selbstverständlichkeit wie die Haut über der schönen, vom Leben gezeugten Frucht: sie ist eine Form, die aus dem Innern quillt und Inneres prallstens umschimmert. Darum auch wird sie immer noch glänzender sein als die erlernte Formmacherei des Bildungs-dichters — und ebenso hoch steht sie über der „Manier“, der so manches erstaunlich Unehnte seinen Erfolg selbst in kunst-nahen Kreisen verdankt, wie etwa das Werk Georges, eines gewiß hervorragenden geistigen Führers — oder ein gut Teil Rilkscher Kunst. Für mein Gefühl der formstärkste und darum der erste Dichter des letzten Halbjahrhunderts ist Carl Spitteler, ein stolzer und wahrhafter Mann.

Dieses alles wiegt gleich schwer für Poesie und Prosa, denn gute Prosa wird auch nicht geschrieben, sondern vom Blute des Dichters ausgeklungen. Nebenbei sei ein Wichtiges gesagt: nur jene Prosa, die das Spiel kurzer Sätze ebenso leicht vollbringt wie die Wucht der komplexen Gefüge, ist wahrhafte Sprache. Nichts ärmlicher darum als das Telegraphengeheze der kleinhirnig Kurztaktigen — nichts komischer als die Stelzen- und Schaukelperiodik des gerühmtesten deutschen Schriftstellers unserer Zeit.

Die Sprache leistet ihr höchstes Wunder — ich sage es auch heute, weil diese Wahrheit über dem „Heute“ steht — in der eigentlichen Dichtung: also in einer „gebundenen“ Form. Weil man zu unfrei ist, um sich selber zu fesseln — weil man zu eilig ist, um in der Mühsal der Mühe zu bilden — weil man zu starr ist, um auch die gebundene Form zum Schwingen zu bringen — weil man zu erfolgsgierig ist, um ein Ding anders als aufs platteste und „begreiflichste“ sagen zu wollen: darum ist Lyrik heute verpönt. Dennoch mache ich mir nicht die mindeste Sorge um die Zukunft der Lyrik, die ein organischer und geselliger, immer wiederkehrender Vorgang der menschlichen Seelenbewegung ist. Auch würden selbst heute viel mehr Menschen, als man wahr haben will, echter Lyrik: ihrer Unschuld und Kraft, ihrem Trost und ihrer Offenbarung Ohren und Herzen wohl auf tun — wenn sie nur erst den Verlangenden geboten wäre! Schon jetzt — ich bin überzeugt davon — würde ein Versuch, der genug in die Breite ging, freilich vorläufig Verlegern und Sortimentern einige Opfer auferlegte, ziemlich schnell herausstellen, woraus denn die Gedichtemüdigkeit in der Leserschaft entstanden ist: man hat sie durch die Überschwemmung mit dem Alltäglichsten und Bequemsten schon fast zu dem Glauben bekehrt, zur Erfassung der höchsten und innerlichsten Leistung der Sprache sei heute alle Welt längst zu dumm — oder zu geschäft.

Über meine eigenen Werke*) habe ich bisher nichts ausgesagt, um so deutlicher aber dargelegt, was ich selbst vom Dichter verlange. Wer meine Bücher nur flüchtig liest oder gar nur nach den Titeln urteilen wollte, könnte leicht glauben, ich sei den Interessen meiner eigenen Zeit nicht zugewandt. Diesen Einwurf habe ich hier: nach diesem „künstlerischen Bekenntnis“, nicht zu widerlegen. Gerichtet sind all meine Werke: Gedichte und Geschichten, an jenen Menschen, den ich suche und verkünde: an ihn, der jung bleibt bis in den Tod, weil er das Leben anbetet, besitzt und will!

*) Erschienen sind:

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena:

Der Bildner, Gedichte. 1921.

Die Möbel des Herrn Berthélemy, Roman. 1924.

Dionysos, ein Zyklus. 1924.

Die Gemme, Novellen. 1926.

Das Marienleben, ein Zyklus. 1927.

Im Verlage von W. Piepen Schneider:

Das Vergehen des Paul Wendelin, Kriegsnovelle. 1922.

Gedichte

von Victor Meyer-Eckhardt.

Die Heimsuchung.

(An Fritz Cotta, gefallen im Weltkrieg 1914.)

Nur du kommst immer, wann es dir gefällt.
Und hab' ich an des Herzens Abendpforten
auch hundert Wachen sorgend ausgestellt —

du kennst den Anruf. Und mit Liebesworten
sie überredend, dringst du lautlos ein
und weißt sogleich den Weg zu allen Orten.

„Dies alte Haus“, so lächelst du, „ist mein.“
Dann schmiegst du dich die wohlbekannten Wände
vertraut hinauf, ein goldener Mondenschein.

Verwundert nimmst du in die Kinderhände
ein jedes neue Ding: „O sieh, mein Freund,
ist schon so lang seit meines Lebens Ende?“

Dann stehst du stille — bis die Seele weint,
bis sie vor deinen Augen jede Blume,
daraus ein neuer Frühling tröstlich scheint,

beschämt zerknickt und du zu deinem Ruhme,
einsamster Gott im reinsten Heiligtume,
wie einst allein mich adelst und erfüllst.

Und zu den Wunden, die du fromm enthüllst,
neig' ich mein irdisch Haupt erwärmend nieder
und kann nicht fassen, wenn du scheiden willst,

und bin in Tränen — kommt der Morgen wieder,
und schaue die Lebendigen, meine Brüder,
wie Schatten schwanken durch den Traum der Welt.

Nur du kommst immer, wann es dir gefällt.

(Aus „Der Bildner“.)

*

Der Schmerz.

Wenn einer Schönheit auf der Erde sah
und sie war sein und ward ihm dann genommen,
der soll nicht sprechen: Sie kann wiederkommen —
wohl, daß ihm einmal so geschah!

Wer Schönheit findet, hab' ein männlich Herz
und wisse, daß ihn Gott zum Leid erkoren:
froh ist die Stunde, da sie wird geboren —
doch wenn sie stirbt, wer sagt den Schmerz?

Und wehe, wem nach diesem dunklen Tod
noch Hoffnung scheint und Liebe noch geblieben —
er muß nun lieben, wie die Bettler lieben:
Notdurft der Nacht, ein täglich Brot.

Denn alles, was er in Vollkommenheit
vor alters kannte, wird Gericht und Plage:
es hält Erinnerung die zarte Waage
und wägt in Tränen Freud und Leid.

(Aus „Der Bildner“.)

*

Michelangelo.

Sie trugen ihm den Marmorblock hinaus,
daraus er sich ersehnte neue Tat,
verschlossen ihn in seinem eignen Haus
und höhnten ihn: „Nun weißt du keinen Rat!“

Er lag wie tot. Doch als die Nacht begann,
hob er das Licht zu einer Gottgestalt,
die er zuvor vollbracht — und schrie sie an:
„Du mußt nun sterben, denn du bist nun alt!“

Dann war sein Blick wie Blut. Mit gellem Klang
warf er den Hammer, trieb den Meißel tief
und schlug empört aus ihrem Untergang
den größten Gott, der ihm im Herzen schlief.

(Aus dem Manuskript „Sohn der Erde“.)

*

Abendlied.

Ach, mein Haupt ist müde,
laß es endlich nun
mit verschloßnem Lide
dir am Herzen ruhn.
Lege deine Arme
drum wie einen Kranz,
daß dein Blut, das warme,
mich umfließe ganz.

Daß ich bei dir bleibe,
das versprich mir treu:
über deinem Leibe
werd' ich jung und neu.
Wie auf Wellensäumen
sich die Blume regt,
bin ich bald in Träumen
nur von dir bewegt.

(Aus „Der Bildner“.)

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Der waffenstarrende Friede.

Aus einem Aufsatz des vor kurzem verstorbenen englischen Schriftstellers George Adams in „The Century Quarterly“, Newyork. Der Verfasser war von 1912 bis 1921 Pariser Korrespondent der „Times“ und später europäischer Korrespondent der Newyorker „Sun“ und „Herald“. Im Jahre 1926 wurde er von der französischen Regierung zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Friedenspakete und -protokolle sind unterzeichnet worden. Der Verwendung von Giftgas haben Länder, die es trotzdem in großen Mengen herstellen, feierlichst entsagt. Der Krieg ist als ein Instrument nationaler Politik geächtet worden. Und doch herrscht heute in Europa ein viel stärkeres Gefühl der Unsicherheit als am Vorabend des Weltkrieges im Sommer 1914. Es ist nur natürlich, daß ein solches Gefühl in Frankreich sich deutlicher bemerkbar macht als in den anderen großen Ländern; denn Frankreich befindet sich heute durch die besonderen Umstände seines Sieges in der peinlichen Lage, mit ansehen zu müssen, wie sein Glanz und seine Besitzungen über die Möglichkeit seiner abnehmenden Bevölkerung hinaus zugenommen haben, und wie sein korruptes politisches System das eine aufrechterhält und das andere verteidigt. Eine derartige Situation ist dazu angetan, etwaige in benachbarten Ländern bestehende Rachegelüste, Begierden oder Expansionswünsche zu erwecken.

Ebenso wie vor 1914 die fieberhaften Bemühungen, eine Friedensmaschinerie zu schaffen — wie die Haager Konferenz und die damalige Abrüstungspropaganda —, einer in der ganzen Welt verbreiteten Furcht vor einem bevorstehenden Kriege zuzuschreiben waren, so sind die jetzigen Pakte und Protokolle mehr ein Symptom des sich über die Welt erstreckenden Kriegsübels als ein wahrscheinliches Heilmittel für eine Störung, die ihre Spur in jedem Knick der europäischen Grenzen zurückgelassen hat.

Wochenlang machten die französischen, britischen und belgischen Heere im Jahre 1914 verzweifelte Anstrengungen, um einen Durchmarsch der Deutschen im Norden zu verhindern, bis es einem militärischen Genie in den Sinn kam, daß Vauban, der Meister-Festungsingenieur, einen guten Grund gehabt haben mußte, als er eine Anzahl isolierter Festungswerke zum Schutze gewisser Kanäle und Schleusen erbaute. Man entdeckte, daß Vauban in der Tat ein Ziel vor Augen hatte, als er dies Flachland, das zum großen Teil unter dem Meerespiegel liegt, mit massiven Befestigungen übersäte. Aus fünf Flüssen abgeleitete Bewässerungskanäle hatten jenen Teil Frankreichs zu einem der reichsten landwirtschaftlichen Gebiete des Landes gemacht. Vauban war der erste, der die Verteidigungsmöglichkeiten dieses Systems erkannte. Durch das Öffnen der Gesehleusen konnte er das ganze Gebiet mit größter Schnelligkeit unter Wasser setzen. Wollte er es aber langsam und sicher über-

fluten, so brauchte er nur das Wasser der Flüsse loszulassen. Als im Jahre 1914 der Kampf um die Kanalhäfen nahezu verloren war, ließ der Generalstab die Schleusen von Neuport öffnen; und in kürzester Zeit wartete die deutsche Armee im Schlamm, und große Abschnitte der Front waren durch das steigende Wasser geschützt.

In den Plänen für die neuen Befestigungen Frankreichs ist dieses System eines Wasserpanzers in vervollkommener Form übernommen worden. Zur Verstärkung baut man in Friedenszeiten Festungswerke, die aus dem Gebiet ein buchstäbliches Schlachtfeld machen werden, das freigiebig mit Maschinengewehrnestern und leichter Schnellfeuerartillerie ausgestattet ist. Militäringenieure halten die Verteidigung dieser reichen industriellen nördlichen Provinzen für verhältnismäßig einfach.

Die übrige Front würde leicht zu verteidigen sein, da sie von natürlichen Bollwerken umgeben ist, wenn nicht das große Loch südlich von Luxemburg wäre. Denn zwischen Metz und Thionville liegt das historische Einfallstor. Und dort befindet sich einer der Hauptschätze, die Frankreich besitzt. Durch die Ironie der Unkenntnis ließen die deutschen Eroberer, als sie 1870 die neuen, zusammengeschrumpften Grenzen Frankreichs festlegten, einen Ort namens Briey, ein paar Meilen von der festgelegten Grenze, außer acht; später entpuppte sich dieser Ort als Mittelpunkt eines der reichsten Eisenerzlagere der Welt. Dies fiel gleich zu Beginn des Krieges 1914 in deutsche Hände, und sein Verlust hatte eine lähmende Wirkung auf die industrielle Kriegstätigkeit Frankreichs. Jetzt, wo Metz an Frankreich zurückgefallen ist, wird seine Verteidigung zu einer Möglichkeit. Die ganze Organisation der französischen Verteidigungen, wie sie jetzt ausgeführt werden, konzentriert sich auf dies Gebiet.

Man hat schon mit ausgedehnten Befestigungsmaßnahmen begonnen, welche aus dem ganzen Gebiet, das Metz, Thionville, Nancy und Loul einschließt, einen äußerst stark befestigten Bezirk machen werden. Jede dieser Städte, die vor dem Kriege als starke Festungen angesehen wurden, wird jetzt zu einem Teil eines Gebietes, das mit Kanonen gespickt, von Gräben eingefäumt und von gasgeschützten unterirdischen Wegen durchlöchert ist, so daß jede sozusagen eine Bastion in der größten je geplanten Festung bildet. Riesige unterirdische Höhlen sind vorgesehen, in denen die

Garnison dieser Gegend gegen die schwersten Bomben oder Granaten und die heimtücklichsten Gaserfindungen der Chemiker geschützt sein werden. Es sind elektrische Untergrundbahnen und Aufzüge für die rasche Beförderung leichter und schwerer Artillerie und für den Truppentransport vorgesehen.

Am Rhein entlang hat man bereits mit dem Bau einer ununterbrochenen Linie schwergepanzelter Maschinengewehrnesten begonnen, die an den Höhen der Vogesen entlang durch eine Kette kleiner, durch meilenlange unterirdische Gänge miteinander verbundene Forts unterstügt sein



Friede auf Erden!

Die diesjährige Lauchhammer-Weihnachtsplatte aus Eisentunstguß, eine Schöpfung von Prof. Emil Cauer, Berlin, stellt sich den bisher erschienenen Weihnachtsgaben würdig zur Seite. Immer wieder freut man sich über die Art, mit der die jeweils mit der Ausführung betrauten Künstler dem spröden Eisen neue künstlerische Reize entlocken. Man kann es daher verstehen, daß gerade in Sammlerkreisen das Interesse für die in beschränkter Anzahl angefertigten Weihnachtsplatten von Jahr zu Jahr steigt. Der Preis für ein Stück (Größe 9 x 14,5 cm) beträgt 2,75 RM, zuzüglich Porto und Verpackung. Bestellungen sind zu richten an: Mitteldeutsche Stahlwerke AG, Lauchhammerwerk, Lauchhammer (Cachfen).

werden. An der schweizerischen Grenze sollen auch einige derartige Forts gebaut werden, und es bestehen schon Pläne für eine Einrichtung, welche die Pässe durch Zerstörung und Sprengung von Wegen und Brücken sperren kann.

Die Möglichkeit, daß der Expansionsgeist des neuen Italien zu einer Explosion führt, ist ebenfalls in Erwägung gezogen worden. Seit einigen Jahren bauen und verbessern die Italiener ihre Wege nach der französischen Grenze zu, und sie haben auch ihre Festungen in den Alpen modernisiert und vermehrt. Die Franzosen haben in den Alpen nur wenig zu fürchten, da letztere schon an sich einen angemessenen Schuß bieten, wenn sie von ein paar Forts, die die Pässe beherrschen, verstärkt werden. Der Weg, der dem Besucher der Riviera so vertraut ist, ist es, auf welchem die Gefahr herannahen kann.

Frankreich steht im Begriff, die Umgegend von Nizza zum zweiten seiner großen besetzten Gebiete auszubauen. Dies liegt im Interesse der beiden größten Provinzstädte Frankreichs, Marseille und Lyon.

Das Geld für all diese Pläne — 3 Milliarden Frank — ist vom französischen Parlament bewilligt worden, und ihre Ausführung ist bis 1935 vorgesehen. Die Wahl dieses Termins ist zum Teil das Resultat der Auswirkungen des Krieges auf die Geburtenziffern Frankreichs. Erstens ist die französische Militärdienstpflicht von drei Jahren auf ein Jahr reduziert worden, und zweitens — und dies ist unendlich viel bedeutungsvoller — werden sich 1934 zum ersten Male die mageren Jahre seiner Geburtenziffer, die durch den Aufenthalt der Männer an der Front und durch die Menschenverluste verursacht sind, bemerkbar machen. Statt der normalerweise vorhandenen 230 000 Wehrpflichtigen werden es dann nur 150 000 sein.

Zu einer Zeit, wo die Menschen der ganzen Welt von Frieden sprechen, werden im ganzen kontinentalen Europa Vorbereitungen für einen etwaigen in den nächsten zehn Jahren ausbrechenden Krieg getroffen.

Was stört den Schlaf?

Aus einem Artikel von Dr. Donald A. Laird und Charles G. Müller in „The Country Home“, New York. Dr. Laird ist Direktor des Psychologischen Laboratoriums der Colgate-Universität in den Vereinigten Staaten.

In den letzten sechs Jahren hat man in zahlreichen Universitäten Untersuchungen über den Schlaf angestellt. Acht Studenten der Colgate-Universität befinden sich augenblicklich in einem Zehnzimmer-Schlaflaboratorium, das mit schalldichten Wänden, elektrischen und pneumatischen Röhren, Gasmasken, automatischen Registriermaschinen und eigens dafür entworfenen Betten ausgerüstet ist.

Ungefähr das erste, was ihre Untersuchungen ergaben, war eine Wahrheit, die die alten Römer zur Anwendung brachten, als sie Perseus, den letzten König der Makedonier, in weniger als einer Woche töteten, indem sie ihn nicht schlafen ließen — daß alle Tiere schneller an Schlaf- als an Nahrungsmangel sterben. Der Mensch vermag nach einem sechsstündigen Schlaf anscheinend gleich gute Arbeit zu verrichten wie nach achtschündigem Schlaf, aber dabei wird seinem Körper mehr Energie entzogen.

Die Wirkungen von Geräuschen auf den Schlaf waren erstaunlich. Geräusch veranlaßt die Körpermuskeln, sich straff zu spannen, und erhöht den Blutdruck, ohne uns aufzuwecken. Das schwache Geräusch, das von jemandem verursacht wurde, der auf Zehenspitzen an einem Bett vorbeiging, erhöhte die Muskelspannung des Schlafers fast bis zum Moment des Erwachens. Wenn man also im Schlafwagen oder geräuschvollen Hotel auch nicht gerade eine schlaflose Nacht hatte, so ist doch der Grund, weshalb man sich am nächsten Morgen nicht ausgeschlafen fühlte, der, daß man während der ganzen Nacht auf Geräusche reagierte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Unser Reagieren auf Geräusche kann allmählich abgestumpft werden, so daß wir der Meinung sind, sie machten uns nichts mehr aus. Laboratoriumsuntersuchungen jedoch beweisen, daß wir für gegen Geräusche abgestumpfte Nerven büßen müssen.

Der beste Schutz gegen Geräusche ist eine Wohnung mit Zimmerdecken und Wänden, die Geräusche absorbieren. Geräusche von draußen, die ins Schlafzimmer dringen, lassen sich durch ein in das offene Fenster ein-

gefüßtes Kästchen aus Wandpappe, die Geräusche absorbiert, auf die Hälfte vermindern. Ein Plüschvorhang in 30 cm Entfernung vom Fenster absorbiert einen großen Teil der Geräusche, die zugleich mit der frischen Luft hereinkommen. Wenn man an allen Fenstern statt dünner Vorhänge Plüschgardinen anbringt und den ganzen Fußboden im Zimmer mit einem schweren wollenen Teppich belegt, so hat man sein Bestes getan, um die schlafstörenden Wirkungen der von draußen hereinkommenden Geräusche abzuschwächen.

Gegen die aus dem Hause selbst in das Schlafzimmer eindringenden Geräusche schützt man sich durch einen Filzstreifen um den Rahmen der Schlafzimmertür.

Licht stört den Schlaf fast ebenso sehr wie Geräusche, aber es ist erstaunlich, wie einschläfernd die Wirkung der blauen Farbe ist. In einem modernen Sanatorium für Nervenkranken sind Zimmer, die in allen Einzel-

heiten (Möbel, Fußboden, Decke usw.) in Blau oder Grün gehalten sind, für besonders aufgeregte Patienten bestimmt. Blau oder Grün ist also eine sehr geeignete Farbe für das Schlafzimmer.

Der normale Mensch wechselt seine Lage oft während der Nacht, und ein Doppelbett ist deshalb das ideale Bett für eine Person. Danach kommt ein sehr breites Einzelbett, denn ein Bett, das weniger als 1 m breit ist, beträgt den Menschen im allgemeinen um seine volle Nachtruhe, indem es die Muskelspannung erhöht.

Es gibt zwei Arten von Sprungfeder-matratzen: solche aus senkrechten Spiralen und solche aus waagerecht gespannten Drähten, Federn oder Metallgliedern. Fünfzehn Prozent Extraenergie ist der Preis, den man täglich dafür zahlt, daß man auf einer ausgeleierte Glieder-Sprungfeder-matratze schläft, deren Hängemattenwicklung die ist, daß man teilweise zusammengeklappt liegt wie ein halbgeschlossenes Klappmesser. Eine mittelfeste Spiralfeder-matratze erhält den normalen Menschen in bester Verfassung für geistige Arbeit. Nach einem Schlaf auf einer sehr steifen oder harten Sprungfeder-matratze brauchen die Colgate-Studenten 12 % mehr Energie, um die gleiche Arbeit zu leisten. Eine sehr weiche Sprungfeder-matratze war, was die für Geistesarbeit benötigte Körperenergie anbetraf, die kostspieligste.

Das Unterbett richtet sich nach der Sprungfeder-matratze, denn wenn beide weich sind, ist ein gesunder Schlaf unmöglich. Ein großes Daunenkissen ist im allgemeinen das bequemste Kopfkissen, wenn man nicht die Gewohnheit hat, auf dem Rücken zu schlafen, in welchem Falle ein sehr dünnes Kissen oder gar keins das Beste ist.

Schnellgefrorene Nahrungsmittel genau wie frische.

Aus einem Artikel von John Chapman Hilder in „Popular Science Monthly“, New York.

Filets, Kotelette, Hühner, Enten, Fische, Austern, Erbsen, Spinat, Kirschen, Himbeeren und viele andere Lebensmittel kann man jetzt in Amerika hartgefroren wie Marmor und in durchsichtigen Kästchen ver-

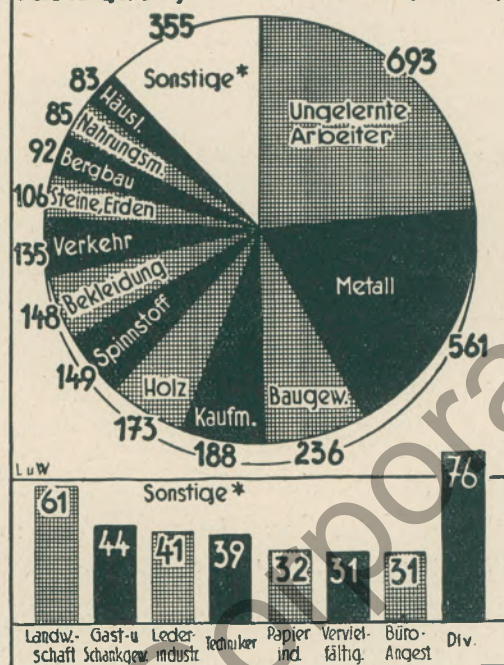
packt kaufen. In jeder Weise sollen sie im Geschmack, in der Beschaffenheit und im Aussehen den frischen Lebensmitteln gleichen.

Fleisch enthält einen großen Prozentsatz Wasser. Es ist unmöglich, Wasser zum Gefrieren zu bringen, ohne Eiskristalle zu erzeugen. Läßt man nun Fleisch gefrieren, so zerreißen die sich bildenden Eiskristalle das Gewebe und zerstören die Zellen, aus denen das Fleisch sich zusammensetzt.

Clarence B. Birdsene, ein amerikanischer Biologe, entdeckte, daß, wenn das Gefrieren außergewöhnlich rasch vor sich geht, die sich bildenden Eiskristalle zu winzig sind, um die Zellwände zu zerreißen, und daß das so gefrorene Fleisch nach dem Auftauen sich im selben Zustande befindet wie vor dem Gefrieren.

Es gibt verschiedene Schnellgefriermethoden. Birdsene hat kein Monopol auf seine Methode. Das System Dr. Harden S. Taylors, das seit einigen Jahren erfolgreich in Anwendung gebracht ist, das Kolbe-Verfahren und das „Z“-Verfahren in Europa gehören zu den bekanntesten Methoden. Sie alle bringen das Produkt auf irgendeine Weise in direkten Kontakt mit einem außergewöhnlich kalten Kühlmittel. Eine Methode besteht darin, die Lebensmittel auf eine metallene Pfanne oder Schale zu

Berufszugehörigkeit der Arbeitslosen (in 1000)



Nach den Feststellungen der Arbeitsämter war Ende Oktober die Gesamtzahl der Arbeitslosen, d. h. der verfügbaren Arbeitsuchenden abzüglich der Notstandsarbeiter und der in gekündigter oder ungekündigter Stellung befindlichen Arbeitsuchenden, 3 200 000. Das sind 1 1/2 mal mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Nach der beruflichen Zugehörigkeit gehörten die Arbeitslosen fast zu einem Viertel zu der Gruppe der Lohnarbeit wechselnder Art, also der ungelerten Arbeiter. Fast ein Fünftel der Arbeitslosen ist aus der Metallindustrie, die übrigen Industriegruppen sind gleichmäßig, entsprechend ihrer Stärke, vertreten. Erstaunlich ist, daß das Arbeitsamt in Deutschland 83 000 Arbeitslose aus häuslichen Diensten zählte. In der Gruppe der Angestellten, die sich hauptsächlich aus kaufmännischen Angestellten zusammensetzt, befindet sich ein besonders großer Teil weiblicher Angestellter, und zwar 75 000.

legen, die in einem Trog auf der Gefrierflüssigkeit schwimmt. Eine andere Methode ist, sie auf ein laufendes Band zu legen, dessen untere Seite mit dem Gefriermittel besprenkt ist. Bei diesen und ähnlichen Methoden kommt nur eine Seite der Nahrung mit dem Gefriermittel in Kontakt. Wenn das so behandelte Produkt dünn ist, wie z. B. eine Fischschnitte oder ein Hammelfotelett, so ist das Ergebnis befriedigend. Dickere Waren, wie z. B. ganze Hühner oder ganze Fische, werden in hermetisch verschlossenen Behältern in die Gefrierflüssigkeit hinabgelassen.

Fleischprodukte unterliegen in einem gewissen Gefrierstadium der Maximum-Kristallisation. Diese liegt zwischen den Temperaturen von $\frac{1}{2}$ und 4 Grad Celsius unter Null. Bei diesen Temperaturen bildet der Wassergehalt der Nahrungsmittel Kristalle. Der Zweck der Schnellgefriermethode ist, die Nahrungsmittel so rasch wie möglich durch dies kristallbildende Stadium zu treiben.

Der Händler kann diese schnellgefrorenen Lebensmittel jedoch nur dann führen, wenn er passende Kälteerzeugungseinrichtungen besitzt. Eischränke sind nutzlos. Damit sie im gleichen Zustand bleiben, müssen sie

in einer Kältemperatur von mindestens 7 Grad Celsius, besser noch bei 12 Grad Kälte aufbewahrt werden.

Dicht in geeignet verschalteten Kisten aus Fiberebrettern verpackt, können schnellgefrorene Lebensmittel auf große Entfernungen versandt werden, vorausgesetzt, daß sie sofort bei Ankunft am Bestimmungsort konsumiert werden. Für Händler bestimmte schnellgefrorene Ware muß jedoch in Kühlwagen bei arktischen Temperaturen befördert werden.

Der Konsument, der schnellgefrorene Produkte kauft, weiß, daß er gewaschene, sterilisierte, absolut frische Ware bekommt. Er braucht keine Einkäufe nicht selbst zu machen, sondern kann jemand zum Händler schicken und dabei sicher sein, daß er genau die Qualität bekommt, die er selbst ausgesucht haben würde.

Aber auch für den Produzenten und den Händler bietet das neue Verfahren Vorteile. Es rettet die Existenz der Fischindustrie, indem es ihr Millionen neuer Kunden zuführt, die früher keinen Fisch kauften, weil sie ihn nicht frisch bekommen konnten. Ferner sichert es den Fischern einen gewinnbringenden Markt, da die Schnelligkeit des Verfahrens die Behandlung riesiger Mengen in kürzester Zeit ermöglicht.

Warum nehmen im Dezember die Tage morgens schneller ab als abends?

Wer im Kalender die Vermerke über die Tageslängen oder über Aufgang und Untergang der Sonne aufmerksam verfolgt, dem wird es aufgefallen sein, daß die Tage im Dezember beispielsweise in zwei Wochen morgens um etwa 14 Minuten, nachmittags aber um kaum mehr als eine Minute kürzer werden.

Der Laie, auch der naturwissenschaftlich gebildete, denkt im allgemeinen, daß der Mittag die Tageslänge stets in zwei gleiche Hälften teilt. Das ist aber nicht der Fall. Es wäre so, wenn die Erde sich nicht um die Sonne drehte, und es wäre auch wenigstens ungefähr so, wenn die Bahn der Erde ein Kreis und ihre Geschwindigkeit darin immer gleichmäßig wäre. Diesen Gefallen tut uns aber die Erde nicht, wie der brave, vor genau 300 Jahren verstorbene Schwabe Kepler astronomisch in den von ihm aufgestellten Sätzen nachgewiesen hat. Die Sonne steht, wir können jetzt ruhig sagen „bekanntlich“, im Brennpunkt einer Ellipse, und wenn die Erde der Sonne am nächsten kommt — ein Zeitpunkt, der für uns Bewohner der nördlichen Halbkugel ziemlich mit der Winter Sonnenwende zusammenfällt —, so ist ihr Lauf beschleunigt, d. h. ihre Geschwindigkeit wird bis zu diesem Punkt größer als an jedem andern Tag des Jahres. Damit ist es aber für unsere Betrachtung noch nicht getan.

Nun unterscheidet der Astronom außer der Sternzeit, die hier nicht in Betracht kommt, die „wahre“ Sonnenzeit¹⁾ und die „mittlere“ Zeit. Der Tag der ersteren wird bestimmt durch zwei aufeinanderfolgende Kul-

minationen (wenn also die Sonne genau im Süden steht), während die mittlere Zeit bestimmt wird durch ein gut gehendes Uhrwerk, einen Chronometer, in der Annahme, daß die Erde in einer Kreisbahn mit gleichmäßiger Geschwindigkeit um die Sonne sich bewegt. Es leuchtet nach dem Vorgesagten ohne weiteres ein, daß diese beiden Zeiten nicht übereinstimmen können. So ist beispielsweise der wahre Sonnentag am 22. Dezember 24 Stunden und 30 Sekunden lang, Mitte September aber

23 Stunden 59 Minuten und 39 Sek. Der „wahre“ Mittag, d. h. der Zeitpunkt der Kulmination der wahren Sonne, teilt stets den Tagebogen in zwei gleiche Hälften. Der Unterschied zwischen der mittleren Zeit und der wahren Zeit ändert sich gerade im Dezember sehr stark. Er ist am 1. Dezember ungefähr — 11 Minuten, zur Weihnacht ungefähr + 0, d. h. am 1. Dezember kulminiert die Sonne, nach mittlerer Zeit gerechnet, etwa um 11 Uhr 49, zur Weihnacht aber um 12 Uhr. Wenn man nun die Differenzen der Aufgangs- und Untergangszeiten der Sonne gegen diese Zeitangaben bildet, wird man finden, daß sie fast gleich sind. — Man sieht, diese Dinge sind nicht ganz einfach. — Wer sich dafür des näheren interessiert, sei auf die von dem Direktor der Hamburger Sternwarte Professor Dr. Schorr 1929 herausgegebene treffliche Uebersetzung von

Dr. F. Mouths.

Newscombs „Astronomie für jedermann“ verwiesen.

¹⁾ Nur die Sonnenuhren geben die „wahre Sonnenzeit“ an.

Infolge eines plötzlich ausgebrochenen Streikes in der Druckerei unserer Zeitschrift „Das Werk“ war es uns zu unserem Bedauern nicht möglich, das Dezemberheft rechtzeitig zum Versand zu bringen. Weiter verzögerte sich das Erscheinen des Inhaltsverzeichnisses für den vorliegenden Jahrgang. Den bisher bestellten Einbanddecken wird das Inhaltsverzeichnis nach Fertigstellung nachgeliefert.

Wir bitten, die durch den unvorhergesehenen Zwischenfall eingetretene Verzögerung entschuldigen zu wollen.

Verlag „Das Werk“.

Über 2000 Sonderdrucke

sind im Laufe des letzten Jahres neben zahlreichen Romanen, Büchern philosophischen oder technischen Inhalts, Sammelmappen und Einbanddecken

als Werbeprämien verteilt

worden. Wir danken an dieser Stelle allen „Werk“-Lesern, die sich so tatkräftig für die Verbreitung unserer Zeitschrift eingesetzt haben, und teilen auf zahlreiche in den letzten Monaten eingelaufene Anfragen mit, daß wir uns entschlossen haben,

auch im kommenden Jahre Werbeprämien

unter den gleichen Bedingungen zur Verteilung zu bringen. Nähere Einzelheiten enthält die innere Umschlagseite.

Peter Christian Wilhelm Beuth.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 28. Dezember.



Das gewerbliche Leben im alten Preußen aus der Zeit der Befreiungskriege war eingeschlafen. Man arbeitete in der Weise, wie der Vater und der Großvater es auch getan hatten. Sicherlich hörte man hin und wieder von den gewaltigen Fortschritten, die Gewerbe und Industrie in England machten. Aber was von dem reichen England galt, hatte, so glaubte man, für Preußen noch lange keine Bedeutung. Mochten die Engländer auch mit Feuermaschinen Wasser heben, mochten sie sich bei der Eisenbereitung der billigen Steinkohle statt des Holzes bedienen, mochten sie ihre Textilfabriken ins Ungemessene ausdehnen — man saß in Preußen ja so weit vom Schuß, und die Ruhe war auch etwas wert.

Es bedeutete ein saures Stück Arbeit, diese Gleichgültigkeit zu überwinden, das Interesse für gewerbliche Neuerungen wachzurufen, von der Notwendigkeit, sie einzuführen, zu überzeugen, dem damaligen Gewerbetreibenden die erforderlichen technischen Kenntnisse zu vermitteln und für die Ausbildung des technischen Nachwuchses zu sorgen. Ohne Jeneren Männern, die an verschiedenen Stellen unseres Vaterlandes in diesem Sinne wirkten, etwas von ihren Verdiensten nehmen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß diese Riesenarbeit in der Hauptsache mit dem einen Namen verbunden ist: Peter Christian Wilhelm Beuth.

Die äußeren Lebensumstände Beuths spielten sich in den Bahnen eines preußischen Beamtenadels ab. Er wurde am 28. Dezember 1781 zu Cleve am Niederrhein als Sohn eines Arztes geboren, studierte in Halle Rechts- und Staatswissenschaft und trat dann in den Staatsdienst ein. 1806 sehen wir ihn als Assessor an der Bayreuther Kammer. 1809 kam er als Regierungsrat nach Potsdam und wurde ein Jahr später schon Obersekreter im Finanzministerium in Berlin. Noch nicht dreißig Jahre alt, wurde er zum Mitglied der Kom-

mission für die Reform des Steuer- und Gewerbewesens ernannt.

Die Befreiungskriege machte Beuth als Lüßower Jäger mit und erwarb sich das Eisene Kreuz. 1814 kam er nach Lüttich bei Cockerill ins Quartier und veranlaßte, nach Berlin zurückgekehrt, daß die Brüder John und William Cockerill nach Berlin berufen wurden, um sie für Preußen zu gewinnen. Wenn diese Absicht auch nur teilweise Erfolg hatte insofern, als nur William Cockerill dauernd in Guben ansässig wurde, nachdem die Brüder in Grünberg, Rottbus und Guben Textilfabriken gegründet hatten, John Cockerill hingegen im Jahre 1817 die berühmten Werke zu Geraing einrichtete, so war die Verbindung Beuths mit Cockerill doch für jenen von großer Bedeutung, da er die Werke zu Geraing des öfteren besuchte und in regem Gedankenaustausch mit ihrem Begründer stand.

Mit Wiederkehr des Friedens war die Vorbereitungszeit Beuths vorüber. Er hatte seine Kenntnisse so weit gefestigt und vertieft, seinen Blick so erweitert, daß er nunmehr mit seinem Lebenswerk, der Förderung von Gewerbe und Industrie, beginnen konnte.

Beuths erste Tat auf diesem Gebiete war die Reorganisation der Deputation für Gewerbe, die als oberste gewerbetechnische Behörde Preußens im Jahre 1811 ihre Tätigkeit aufgenommen, aber bislang trotz aller guten Ratschläge und Absichten keinerlei Ruhmestaten vollbracht hatte. Beuths Vorschläge lauteten etwa wie folgt: Die Deputation soll als technische Behörde weiter bestehen bleiben; sie muß genaue Kenntnisse des praktischen Gewerbebetriebes im In- und Ausland besitzen; jedes Mitglied muß daher über hervorragende Fachkenntnisse verfügen. Es sollen demnach in der Deputation nicht Schüler zu Meistern ausgebildet werden, auch darf die Deputation kein „Zufluchtsort für Pensionäre sein“. Ein großer Teil der Beschäftigung soll in der Lösung von bestimmten Aufgaben liegen, die für das Gewerbe von besonderer Wichtigkeit sind. Ferner verbreiteten sich die Vorschläge Beuths noch über eine anzulegende Modellsammlung, über literarische Auswertung der Ergebnisse der Arbeiten und endlich Personalfragen. Am 21. Juli 1819 ernannte der König Beuth zum Direktor der Deputation. Damit erlangte er die Möglichkeit, seine Vorschläge in die Tat umzusetzen.

Den zweiten Schritt in der gleichen Richtung tat Beuth durch Gründung eines großen Selbstverwaltungskörpers, des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes. Wie sehr ein solcher Verein, der der gegenseitigen Aussprache, Anregung und Befruchtung dienen sollte, den Bedürfnissen jener Zeit entsprach, geht wohl am besten aus dem Umstande hervor, daß am Gründungstage, dem 15. Januar 1821, schon 140 Berliner und 5 auswärtige Mitglieder beitraten. Das Wirken des Vereins war insbesondere in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens äußerst segensreich, bis eine immer weitergehende Spezialisierung für die einzelnen Gebiete die Gründung neuer Fachvereine zweckdienlich erscheinen ließ.

Beuths drittes Verdienst auf dem Gebiete der Gewerbebeförderung war die schulmäßige Ausbildung des technischen Nachwuchses. Schon am 1. November 1821 konnte die technische Schule — das Gewerbeinstitut — eröffnet werden, die in einem zweijährigen Kursus tüchtigen jungen Leuten die technischen Grundbegriffe vermitteln sollte. Wie richtig Beuths Einstellung zu der Notwendigkeit einer solchen Bildungsanstalt war, zeigt wohl die machtvolle Entwicklung dieser Anstalt zur heutigen technischen Hochschule.

Mit der Gründung bzw. Organisation dieser drei Gewerbeförderungsinstrumente war aber Beuths Tätigkeit noch nicht abgeschlossen. Er war auch der nimmermüde Erhalter und Pfleger dieser Einrichtungen. Durch Reisen im In- und Auslande versuchte er, den technischen Fortschritt kennenzulernen und ihn andern zu vermitteln, zum Wohle der heimischen Gewerbe. Aber dieser kluge Mann erkannte auch klar den Zeitpunkt, an dem er von seinem Betätigungsfeld abtreten mußte, um jüngeren Kräften seine bisherigen Arbeiten zu überlassen. Er hatte geholfen, den gewerblichen Wagen in Bewegung zu setzen; aber als das Tempo, die Geschwindigkeit immer größer

wurde, überließ er die Führung jüngeren Kräften. Er selbst trat beiseite. Das ist vielleicht sein größtes Verdienst!

Beuth starb im Jahre 1853 in Berlin, nachdem er noch acht Jahre im Ruhestande gelebt hatte. Vor der Bauakademie setzte man ihm im Jahre 1861 ein Denkmal, das von seinem langjährigen Freunde August Riß entworfen worden war. Den Sockel des Denkmals zieren Reliefs mit Darstellungen aus Gewerbe und Industrie, die von Friedrich Drake, einem anderen Freunde Beuths, stammen.

Schrifttum: Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes 40 (1861), S. 176 ff.; E. Matfchoß: Preußens Gewerbe- und Industrie- und ihre großen Männer. Berlin, 1921; Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 3 (1911), S. 251 ff.

Technische Gedenktage.

1. 12. 1827 starb zu Gleiwitzerhütte der Maschinendirektor August Friedrich Wilhelm Holzhausen. Von dem Erbauer der ersten preussischen Dampfmaschine, Oberbergat Bückling, im Dampfmaschinenwesen ausgebildet, begann er unter ungünstigen Umständen im oberschlesischen Bergbau mit dem Bau und der Inbetriebsetzung von Dampfmaschinen. Später wurde er Leiter der in Gleiwitz angelegten Maschinenfabrik, während Holzhausen gleichzeitig alle Dampfmaschinen des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens sowie des Waldenburger Kohlenreviers unterstellt wurden. Insgesamt sind unter Holzhausens Leitung mehr als fünfzig Dampfmaschinen gebaut worden.

1. 12. 1844 wurde der Hütteningenieur Henri Harmet geboren. Er war in leitender Stellung auf den Stahlwerken zu Saint-Etienne tätig und hat sich um die Herstellung und Verwendung von legierten Stählen, hauptsächlich Chrom-, Nickel- und Siliziumstählen, große Verdienste erworben. Am meisten dürfte Harquets Namen genannt werden in Verbindung mit dem Verfahren zur Herstellung dichter Stahlblöcke.

2. 12. 1594 starb zu Duisburg der Geograph und Kartograph Gerhard Mercator (v. i. Kerner). Er wurde in Flandern geboren, bildete sich als Kupferstecher und Feinmechaniker aus und wurde später Kosmograph des Herzogs von Jülich. Von Mercator rührt das nach ihm benannte Projektionsystem her, das er erstmalig in seiner großen Weltkarte anwandte, und das seitdem besonders bei Seekarten gebraucht wird. Mercator war einer der großen Reformatoren der Kartographie. (Vgl. nebenstehendes Bildnis.)

2. 12. 1786 wurde zu Stuttgart Achilles Christian Wilhelm Friedrich von Faber du Faur geboren. Als Hüttenverwalter in Wasseralfingen hat er sich einen Namen gemacht durch erstmalige Verwendung der Hochofengase zur Erwärmung des Gebläsewindes. Vorher hatte er schon zusammen mit seinem Direktor Karl Friedrich von Kerner die Feischfeuer mit Heißwind betrieben, die als „schwäbische Feischfeuer“ weite Verbreitung erlangt haben.

4. 12. 1765. Datum der Stiftungsurkunde der sächsischen Bergakademie zu Freiberg. Der Gedanke, in Freiberg eine Bergakademie zu begründen, ging von verschiedenen Seiten aus, namentlich aber von dem damaligen General-Bergkommissar Friedrich Anton von Hennig, dem späteren Minister Friedrichs des Großen, dem Preußen seine erste Bergschule bzw. Bergakademie verdankt, und dem Oberberghauptmann Friedrich Wilhelm von Oppel. Die Freiburger Bergakademie hat in den einhundertfünfundsiebzehn Jahren ihres Bestehens eine segensreiche Tätigkeit ausgeübt. Auf den verschiedenen Lehrstühlen haben Männer gestanden, deren Namen im Berg- und Hüttenwesen zu den besten zählen.

14. 12. 1906 wurde in Gegenwart des Deutschen Kaisers das Verkehrs-museum eröffnet. Das Museum dient praktischen Zwecken, indem es

das Verständnis für die Aufgaben des Verkehrs in weitestem Sinne verallgemeinert und vertieft. Das Museum ist daher mehr auf die Jetztzeit als auf die Geschichte eingestellt, und nur da, wo sie zum Verständnis der heutigen Einrichtungen nicht zu umgehen war, wird die geschichtliche Darstellung zu Hilfe genommen.

18. 12. 1661 wurde zu Wisby in Schweden Christopher Polhem geboren. Durch Selbststudium brachte er es so weit, daß er die Univer-sität in Upsala beziehen konnte, um Mathematik, Physik und Mechanik zu studieren. Die gelungene Ausbesserung der berühmten astronomischen Uhr in Upsala lenkte zum erstenmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine mechanische Begabung, die wirklich außergewöhnlich war. Verbesserte Förderanlagen in Bergwerken, Kolbendichtungen bei Pumpen, Bohrwerke für Rohre, Sägewerke, Wasserkünste usw., es gibt kaum ein Gebiet des Maschinenbaues, im weitesten Sinne, das Polhem nicht fruchtbringend bearbeitet hätte. Die Ergebnisse seiner Lebensarbeit faßte er zehn Jahre vor seinem Tode in dem „Patriotischen Testament“ zusammen.

23. 12. 1878 starb in Leipzig der Verlagsbuchhändler Wilhelm Engelmann, der Begründer des Verlages der Firma Engelmann. Seine Bedeutung für die Geschichte der Technik liegt in der Herausgabe eines von ihm bearbeiteten Werkes „Bibliotheca mechanico-technologica oder Verzeichnis der in älterer und neuerer Zeit bis zu Anfang des Jahres 1834 in Deutschland und den angrenzenden Ländern erschienenen Bücher der mechanischen und technischen Künste und Gewerbe, Fabriken, Manufacturen, Handwerke, Mechanik und Maschinenbaukunst“, das im Jahre 1834 in erster und im Jahre 1844 in zweiter Auflage erschien. Diese frühe Techno-Bibliographie, die neben der Buch- auch einen Teil der Zeitschriftenliteratur berücksichtigt, ist als Nachschlagewerk für ältere technische Literatur bedeutungsvoll.

26. 12. 1752 erblickte auf der Kupferhütte zu Dillenburg Johann Philipp Becher das Licht der Welt. Er wurde Bergmann in Nassauischen und 1815 in preussischen Diensten. 1827 nahm er als Königl. preussischer Bergat seinen Abschied. Seine Bedeutung liegt auf literarischem Gebiet. Er hat u. a. eine „Mineralogische Beschreibung der Oranien-Nassauischen Lande nebst einer Geschichte des Siegenischen Hütten- und Hammerwesens“ hinterlassen, die für die Erkenntnis des damaligen Standes von Bergbau und Hüttenwesen große Bedeutung hat.

31. 12. 1834 wurde zu Köln Carl Franz Guillaume geboren, der Begründer des Verlages der Firma Keltien & Guillaume. Er führte im Jahre 1869 erstmalig in Deutschland die Herstellung von Stahldraht und daraus gefertigte Seile ein. Durch Verwendung dieses Stahldrahtes wurde die Tragfähigkeit der Förderseile drei- bis vierfach erhöht. Guillaume's Anteil am Ausbau des deutschen Telegraphen-kabelnetzes geht wohl am besten aus dem Umfande hervor, daß seiner Firma nach Legung einer Probestrecke über 6 300 km Kabel mit über 40 000 km Einzelleitungen übertragen wurden.

Jahade.

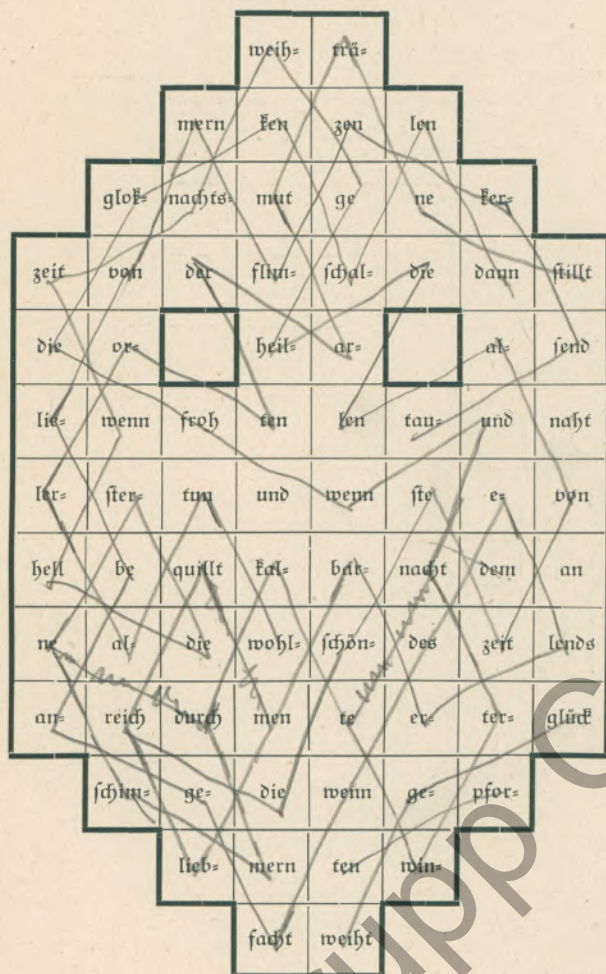


Gerhard Mercator.

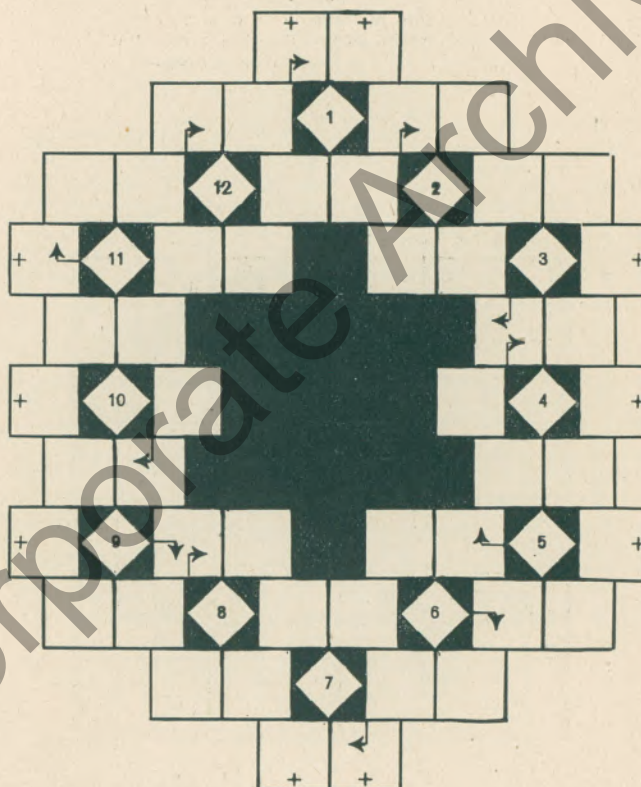
Nach einem alten Stich.



Kreuzsprung.



Kreiswortsrätsel.



Man bilde zwölf Wörter von je sechs Buchstaben. Jedes Wort beginnt im Pfeilsfeld und wird von links nach rechts gelesen. Die Buchstaben der zehn angekreuzten Felder nennen einen Nachtvogel; sch ist ein Buchstabe. Die Wörter bezeichnen:

1. Wilddiebsgerät. 2. Land in Asien. 3. Zeichen des Vierkreises.
4. Vorrichtung zum Entwässern nasser Wäsche. 5. Mädchenname.
6. Werk von Beethoven. 7. Stadt in Unteritalien. 8. Grabemaschine.
9. Beruf. 10. Schiffsbrüstung. 11. Oper von Verdi. 12. Große Eidechsenart.

Reise-Erinnerung.

Seitdem mein Freund in Südamerika
Die herrlich hochgezackten Einszwei sah,
Muß er an sie mit tiefer Sehnsucht zweidrei
Und wird nicht mehr von seiner Schwärmerei frei.

Ach, eins zwei Einszwei stand er manches Mal,
Auf steilem Bergeshang, in tiefem Tal.
Ach, damals war er noch so kühn und jung — —
Heiß überkommt ihn die Erinnerung.

Da nimmt er das Einszweidrei in die Hand,
Das er sich mitgebracht aus jenem Land;
Es ist ein Stein, den er im Wandern fand
Hoch oben an der Einszwei schroffem Rand.

Geographie.

In der Stunde der Geographie
Sprach der Lehrer zum Schüler: „Wie?!
Ist denn das Wissen, von dem Sie nippten,
War so kläglich, daß Sie von Ägypten
Sprechen und nichts vom Einszwei erzählen?
Nein, ich will Sie nicht länger quälen,
Setzen Sie sich und lernen Sie
Künftig mehr in der Geographie.“
Puterrot, mit beschämtem Sinn,
Nahm der Schüler den Zwei-eins hin.

Suchen Sie ein Weihnachtsgeschenk?

Freude zu bereiten mit einer sinnvollen Weihnachtsgabe ist sicherlich Ihr sehnlichster Wunsch.

Denken Sie an die Stunden der Zerstreuung, Belehrung und Erhebung, die Ihnen „Das Werk“ geschenkt hat und beim Durchblättern immer wieder schenkt, und

Schenken Sie „Das Werk“!

Den Wert dieser Weihnachtsgabe können Sie am besten beurteilen, um zu wissen, ob die Freude des Beschenkten so groß sein wird, wie Sie es selbst wünschen.

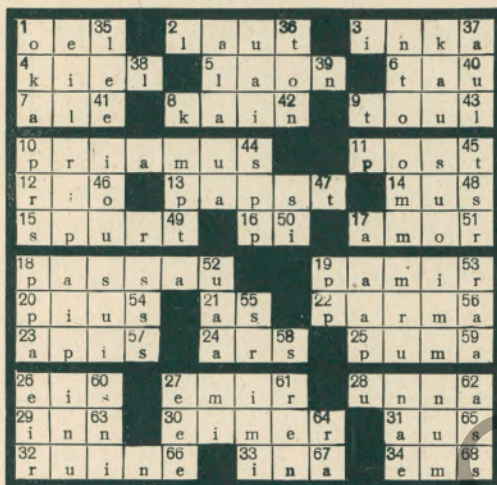
Eine Postkarte mit genauer Anschrift des Absenders sowie des Empfängers und der Erklärung, daß der Jahresbezugspreis von 10 RM. gleichzeitig auf das Postscheckkonto der Vereinigten Stahlwerke, Köln Nr. 76210 mit entsprechendem Abschnittsvermerk überwiesen ist, genügt.

Wir übernehmen alles Weitere, nämlich die Verpflichtung — außer der Gewähr für regelmäßige Zustellung des Jahrganges 1931 in einem Schutzumschlag — der **kostenlosen** Zustellung des Dezemberheftes 1930 mit einem von Künstlerhand entworfenen Begleitschreiben, das den Namen des Schenkenden mit entsprechendem Text enthält.

Bestellungen, die bis zum 22. Dezember bei uns einlaufen, werden **bestimmt** noch vor Weihnachten erledigt. Alle Sendungen werden nach Möglichkeit so zum Versand gebracht, daß sie am 24. Dezember d. J. in die Hände der Beschenkten gelangen.

Lösungen aus dem Novemberheft.

Lautschwörterrätsel.



1. Baagerecht: 1. Ol. 2. Laut. 3. Inka. 4. Kiel. 5. Laon. 6. Lau.
7. Alte. 8. Kain. 9. Loul. 10. Priamus. 11. Post. 12. Rio. 13. Papst.
14. Mus. 15. Spurt. 16. Pi. 17. Amor. 18. Passau. 19. Pamir.
20. Pius. 21. Us. 22. Parma. 23. Apis. 24. Afs. 25. Puma. 26. Eis.
27. Emir. 28. Unna. 29. Jnn. 30. Cimer. 31. Aus. 32. Ruine. 33. Ina.
34. Ems.

2. Bindewörter:

a) Anfangsbuchstaben:

- | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----------|----|----|----|----|----|----------|
| 10 | 7 | 11 | 13 | 26 | = Puppe. | 16 | 28 | 18 | 20 | 34 | = Puppe. |
| 22 | 1 | 14 | 25 | | = Pomp. | 19 | 17 | 4 | 6 | | = Pakt. |
| 23 | 31 | 2 | | | = Hal. | 12 | 24 | 9 | 26 | | = Rate. |
| 15 | 8 | 33 | | | = Chi. | 5 | 27 | 29 | | | = Lei. |
| 3 | 32 | 30 | | | = Fre. | | | | | | |

b) Endbuchstaben:

- | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|---------|----|----|----|----|--|---------|
| 38 | 50 | 60 | 49 | | = List. | 43 | 62 | 57 | 47 | | = Last. |
| 35 | 41 | 63 | 37 | | = Lena. | 44 | 67 | 39 | | | = San. |
| 52 | 61 | | | | = Ur. | 53 | 46 | 65 | 68 | | = Roff. |
| 56 | 58 | 36 | 66 | 64 | = Afs. | 42 | 40 | 54 | 55 | | = Auf. |

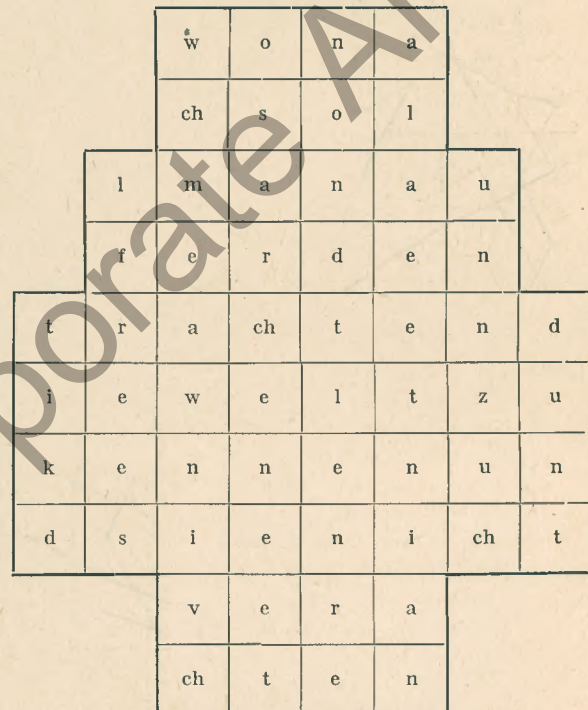
Rätselspiel.

1. Norma (Nora). 2. Karaffe (Afte). 3. Hadrian (Adria). 4. Gar-
 - dine (Garde). 5. Bregenz (Regen). 6. Eiland (Eand). 7. Silda (Jda).
- Die Diagonalen: Fides — Nedda.

Der Trunkenbold.

Rorn.

Silkorätsel.



Wonach soll man auf Erden trachten?

Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

1. Lalmi. 2. Korngold. 3. Linderhof. 4. Ranke. 5. Epidermis.
6. Wallach. 7. Motte. 8. Mow. 9. Narmi. 10. Villach. 11. Orkus.
12. Ahasver. 13. Chile. 14. Narzisse. 15. Elefant. 16. Nero. 17. Neu-
- mond. 18. Tarantel. 19. Evangelimann. 20. Rakete. 21. April.
22. Akazie. 23. Element. 24. Nervi. 25. Alpen. 26. Ulan. 27. Notiz.
28. Ulrich. 29. Dessau. 30. Nordlicht.

Im Wald und auf der Heide...

1. Waldenser. 2. Waldbogel. 3. Waldemar. 4. Waldeck. 5. Wald-
- meister. 6. Waldfee. 7. Waldersee. 8. Waldweg. 9. Waldbeere.
10. Waldbrebe. 11. Waldwinter. 12. Waldung. 13. Waldheger.
14. Waldspecht. 15. Waldgebirge. 16. Waldhorn. 17. Waldenburg.
18. Waldshut. 19. Waldkirch. 20. Waldameise. 21. Waldschrott.
22. Walddohrleule. 23. Walddau. 24. Waldbeischen. 25. Walderdbeere.

Aus Lüften und Klüften.

1. Pelikan. 2. Fischreiher. 3. Albatros. 4. Urhahn. 5. Schne-
- huhn. 6. Wanderfalke. 7. Nasgeier. 8. Lamprete. 9. Blaumeise.
10. Eichelhäher. 11. Gruenspecht. 12. Auerhenne. 13. Nachtigall.
14. Steinadler.

Pfau — Schwalbe — Gans.

Wie lassen sich Unfälle im Haushalt verhüten?

Von Bruno Zwiener.



Ein Messer ist kein Büchsenöffner!

starker Blutverlust. Was war geschehen? Zum Büchsenöffnen hatte sie das spitze Küchenmesser benutzt; das Messer war ausgeglichen und in den Finger gegangen. Wie läßt sich dies verhüten? Durch die Arbeit mit einem richtigen Büchsenöffner.

Auf der Arztstube begegnet Minna ihrer Freundin aus dem Nebenhaus. Verbundene Hand. Glasschnitt im Handballen und darin Glassplitter. Das Unglück ist rasch erzählt. Beim Öffnen der Flasche mit feststehendem Korken brach der Flaschenhals, das Glas aber ging in den Handballen. Was ist dabei wohl zu beachten? Wie ist dem vorzubeugen? Der Flaschenhals ist immer vorher mit einem Tuch zu umwickeln.

Wir hören den Doktor weiter im Anschluß an diese Küchenunfälle. Gestern? Ja, Brandblase bei Frau X. Hände und Gesicht zeigten erbsengroße Rötungen. Und die Ursache? Madame hatte am Herd dem kochenden Fett Wasser zugegossen. Fett aber läßt sich so nicht ungestraft verdünnen, es kräuscht auf und spritzt wütend um sich.

Wie war doch gestern weiter der Unfall mit der Benzinflasche? Da hatte das Mädchen bei offenem Licht oben in seiner Kammer mit Benzin die Handschuhe gereinigt, das Benzinfläschchen dabei aus Unachtsamkeit nicht verkehrt. Nicht, daß das Licht das Benzin direkt entzündet hätte. Nein, die Benzindämpfe hatten schon genügt, die Explosion hervorzurufen. Also niemals mit der offenen Flamme in die Nähe feuergefährlicher Flüssigkeiten!

Weiter meldet heute die Zeitung: In die chirurgische Klinik wurde am 18. d. M. eine Frau aus Canth mit schweren Lähmungserscheinungen eingeliefert. Bei der Operation zeigte es sich, daß der Unglücklichen wahrscheinlich beim Anziehen eines Kleidungsstückes eine Nähnadel, die unachtsam im Stoff abgelegt worden war, unter die Haut ins Rückenmark ge-

drungen war und dort die Entzündung verursacht hatte. Die Frau starb noch am Abend desselben Tages. Daher Achtung, größte Vorsicht beim Fortlegen von Nadeln, Nägeln usw.; nicht unachtsam auf den Boden fallen lassen usw.!

Wo lauern im Haushalt noch Gefahren, wo kann man Unfälle verhüten? Wie steht es beim Umgang mit Gas? Wird da größte Vorsicht angewandt? Wer bei Gasgeruch im Zimmer die schadhafte Stelle im Rohr mit dem Streichholz oder dem offenen Licht absuchen will, handelt mehr als leichtsinnig.

Es gibt viel sicherere und bessere Mittel, um die schadhafte Stelle herauszufinden. Das einfache Überstreichen des Rohres mit Seifenwasser genügt schon. An der kleinsten Öffnung schon zeigt sich dann nämlich eine Seifenblase.

Gas, Elektrizität, Radio. Jawohl, der Gasboiler birgt ebensoviel Gefahren in sich wie das elektrische Bügeleisen. Hier braucht nur einmal am Stecker oder an der Steckdose oder der Litze ein Defekt zu sein. Die Hausangeordnete steht auf frisch gewisstem Boden und kommt zufällig mit der freien Stelle in Berührung — das Unglück kann groß sein. Gegenmaßnahmen: Die elektrische Leitung von Zeit zu Zeit durch den Fachmann prüfen lassen. Billiges, mangelhaftes Isolationsmaterial rächt sich.

Allzu bekannt ist der Unfall in der Badewanne, der seinerzeit durch alle Zeitungen ging. Und wieder die Ursache — schadhafte elektrische Leitung, deren Schäden nicht beachtet oder die nicht abgestellt worden waren, weil gespart werden sollte.

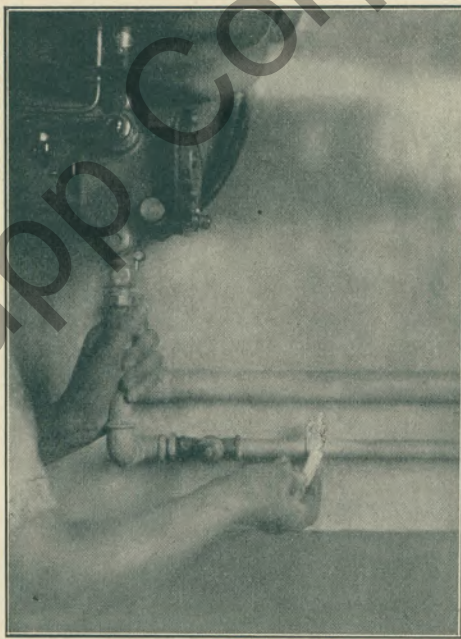
Und Radio auch? Auch der Radioapparat soll schon Anlaß zu Unglücksfällen gegeben haben. Jawohl. Sanitätsrat Dr. Honigmann konnte in seinem Radiovortrag in Breslau mehrere Fälle anführen, bei denen durch die Erdleitung des Radio und schadhafte Stellen in der elektrischen Leitung der Hörer zu Schaden kam. Hier also ohne hinreichende Vorkenntnisse nicht etwa selbst basteln und Sicherungen nicht selbst flicken oder gar durch Metallfäden oder Metallplättchen ersetzen, sondern den Fachman-

arbeiten lassen!

Küche, Flur, Zimmer — so friedlich sie auch dreinschauen mögen — es lauern auch hier Gefahren, die es aber zu bekämpfen gilt. Da heißt es wohl zunächst, sich mehr und mehr Sachkenntnis aneignen. Das Wissen um die Dinge ist schon Abwehr genug.



Das muß ein Unglück geben!



So sucht man nicht nach schadhafte Stellen in der Gasleitung.

Man bestreicht vielmehr die Rohrleitung mit Seifenwasser, dann wird eine Seifenblase die schadhafte Stelle anzeigen.

Die Bolapulierkrommel

enthaltend die buntesten im verrauschten Monat eingefassten Gollwögel

J irgendeine Stadt in Sachsen.

Ich betrete das übliche Postgebäude aus gelbem Backstein.

Gehe an den Schalter, um Briefmarken zu kaufen.

Hinter dem Schalter sehe ich einen Mann sitzen, der eifrig damit beschäftigt ist, Linien auf ein Papier zu ziehen.

Da er das jedoch nicht so gut konnte wie Paul Klee, wurde ich nach geraumer Zeit ungeduldig und klopfte an die Scheibe. Sofort ließ er den Bleistift sinken, öffnete und fragte: „Ham Sie ähm geglopft?“

„Ja, denn ich langweile mich schon seit zehn Minuten vor dem Schalter.“

„Wenns wieder nischd is“, erwidert er, „ich langweile mich schon achdanzwanz Jahre hinter dem Schalter.“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Die Eminenz.

Ein geistlicher Würdenträger unternimmt eine Inspektionsreise und gibt seinem Diener Anweisung, ihn am nächsten Morgen 9 Uhr zu wecken und zu melden, was für Wetter es sei. Am nächsten Morgen klopft der Diener: „Eminenz, es ist 9 Uhr und schönes Wetter!“ Tönt von drinnen die Antwort: „Jawohl, mein Sohn, der liebe Gott und ich wissen es.“ — Am nächsten Morgen: „Eminenz, es ist 9 Uhr und schönes Wetter.“ Antwort: „Jawohl, mein Sohn, der liebe Gott und ich wissen es.“ — Der dritte Morgen kommt: „Eminenz, es ist 9 Uhr und schönes Wetter.“ Eminenz antwortet wiederum: „Jawohl, mein Sohn, der liebe Gott und ich wissen es.“ Da poltert jedoch der Diener los: „So? Schiet weest jüm! De Klock is twölf un dat regent, wat vun Himmel dol will!“

(Reclams Universum.)

*

Kindermund.

Fräulein hat das Vaterunser gelernt. Abends höre ich zufällig, wie er seiner Mutter vorbetet:

„... vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unserm Schuldner.“

*

„Ich hoffe, daß dein Zeugnis das nächstmal besser wird.“ — „So ist's recht, Papa, nur den Mut nicht sinken lassen.“ (Das illustrierte Blatt.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Vogel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

„Babba, eine gleine Graache. Sind zehn Marg 'n Haufen Geld?“
„Das gommnd ganz drauf an, mein Junge. Wenn ich's verdienen muß, is es 'ne ganze Menge. Wenn's deine Mudder ausgegähm hat, is es 'ne Labbalche.“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Paradies.

„Nun, wie geht's, alter Freund?“

„Danke. Wir leben wie im Paradies.“

„Na, das ist doch sehr schön.“

„Es geht: Nix anzuziehen und immer in Angst, daß der Hauswirt uns rauswirft ...“

*

Kunstkenner.

Malsch, der aus seinem kleinen Heimatdorf einen Ausflug in die Stadt gewagt hat, bleibt in einer der Hauptverkehrsstraßen vor einer lebensgroßen Abbildung der Venus von Milo stehen. Nachdem er sich das Bild eine Zeitlang betrachtet hat, äußert er zu einem Herrn, der neben ihm steht:

„So sind die Weiber! Sie haben kein Geld, um sich ein Hemd zu leisten, aber photographieren, das muß sein!“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Berlin in der Provinz.

Der etwas sehr beleibte Landjäger Eichler wählte zu seiner dienstlichen Ertüchtigung einen täglichen Dauerlauf durch seinen Gemüsegarten. In den Ferien besucht ihn sein kleiner Neffe aus Berlin. Als dieser zum erstenmal dem etwas sonderbaren Schauspiel beiwohnt, ballt er seine Hände zum Sprachrohr und ruft laut: „Es führt Eichler, Deutschland.“

(Reclams Universum.)

*

Meier ladet Schulze zur Geburtstagsfeier ein und beschreibt ihm, wie er in seine Wohnung gelangt.

„Im ersten Stock öffnest du mit dem Fuß und mit dem Knie die Flügeltür, gehst durch den langen Korridor und klopft mit dem linken Fuß und mit dem Ellenbogen an die dritte Tür rechts.“

„Aber warum muß ich denn mit Fuß und Ellenbogen klopfen?“

„Weil ich annehme, daß du in den Händen die Geburtstagsgeschenke tragen wirst.“

(Berliner Illustrierte.)

„Friede auf Erden“ im Jahre 1950.

Zeichnung von Bert Vogler.

